

THOMAS MANN

GESAMMELTE WERKE
IN DREIZEHN BÄNDEN

BAND XI

FISCHER TASCHENBUCH VERLAG

THOMAS MANN

REDEN UND AUFSÄTZE

3

FISCHER TASCHENBUCH VERLAG

Ungekürzte Ausgabe
Veröffentlicht im Fischer Taschenbuch Verlag GmbH,
Frankfurt am Main, September 1990

Lizenzausgabe mit freundlicher Genehmigung des
S. Fischer Verlags GmbH, Frankfurt am Main
© 1960, 1974 S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main
Druck und Einband: Clausen & Bosse, Leck
Printed in Germany

ISBN 3-596-10310-X (Kassette)

ISBN 3-596-10321-5 (Einzelband)

allen Gebieten das Gegenteil. Daß hieran die Republik selbst nicht unschuldig ist, deutete ich schon an. Was man die politische Linke nennt, das ist unbestreitbar gegenwärtig ausgeschaltet; man hat sich mit der Tatsache abzufinden, daß den Augenblick zu meistern und das Chaos hintanzuhalten an ihrer Stelle die gemäßigte Rechte geschichtlich berufen ist. Diese hat ganz einfach die Notaufgabe, dem deutschen Volk Zeit zu gewinnen zur Besinnung und zur Erkenntnis, und die Aufgabe der zurückgedrängten Linken kann es im Augenblick nur sein, dafür zu sorgen, daß die herrschenden Mächte diese vergleichsweise bescheidene Berufung nicht überschreiten und daß die errungenen Grundrechte des Volkes nicht angetastet werden. Das soziale und demokratische Deutschland, dieser Überzeugung wollen wir Ausdruck geben, darf vertrauen, daß die gegenwärtige Konstellation vorübergehend ist und daß die Zukunft, so unwahrscheinlich es heute aussehen mag, dennoch ihm gehört. Das Rasen der nationalen Leidenschaften in den europäischen Ländern ist nichts weiter als ein spätes und letztes Aufflackern eines schon niedergebrannten Feuers, ein sterbendes Wiederaufflammen, das sich selbst als neue Lebensglut mißversteht, und alle Tatsachen des Lebens und der Entwicklung, die wirtschaftlichen, technischen und geistigen, zeugen dafür, daß die Zukunft auf dem Wege liegt, den einzuschlagen die Völker längst entschlossen sind und den auch wir heute abend im Geist verfolgt haben, dem Weg des Friedens und der Freiheit.

VOM KOMMENDEN SIEG DER DEMOKRATIE

Meine Damen und Herren, — die Redensart ›Eulen nach Athen tragen‹ ist wohl ein humanistischer Eigenbesitz der deutschen Sprache. Sie will eine sehr überflüssige Bemühung bezeichnen,

den Transport einer Sache an einen Ort, wo davon ohnedies schon massenweise vorhanden ist. Denn da die Eule der heilige Vogel der Athene war, so gab es in Athen außerordentlich viele Eulen, und wer geglaubt hätte, dorthin noch welche bringen zu müssen, den hätte man ausgelacht.

Wie ein Mann, der Eulen nach Athen trägt, komme ich mir ein wenig vor, da ich mich anschicke, in Amerika über Demokratie zu sprechen. Es sieht aus, als wüßte ich nicht, daß ich mich im klassischen Lande der Demokratie befinde, wo die Gesinnung und Gesellschaftsverfassung, die man mit diesem Namen bezeichnet, recht eigentlich zu Hause und jedermanns eingefleischte Überzeugung, kurzum eine herrschende Selbstverständlichkeit ist, über die der amerikanische Mensch keiner Belehrung bedarf — von einem Europäer gewiß nicht. Im Gegenteil: was Demokratie sei, darüber hat Europa von Amerika viel zu lernen gehabt; amerikanische Staatsmänner und Dichter wie Lincoln und Whitman waren es, die demokratisches Denken und Fühlen, eine demokratische Menschlichkeit der Welt in Worten aere perennius verkündigt haben, und namentlich was Whitman betrifft, so hat die Erde wohl keinen Meister des Wortes hervorgebracht, der ein Gesellschaftsprinzip wie das demokratische so ins Trunken-Gesanghafte emporzureißen, es mit einem so mächtigen, aus Geist und Sinnlichkeit herrlich gemischten Gefühlsinhalt zu begaben gewußt hätte.

Nein, Amerika bedarf keiner Unterweisung in Dingen der Demokratie. Aber eines ist Unterweisung — und ein anderes Erinnerung, Besinnung, Revision, das Wiederbewußtmachen eines geistigen und moralischen Besitzes, den für allzu gesichert zu halten und auf sich beruhen zu lassen gefährlich wäre. Es gibt keinen Besitz, der Nachlässigkeit vertrüge. Selbst physische Dinge sterben ab, gehen ein, kommen abhanden, wenn man sich nicht um sie kümmert, wenn sie Blick und Hand des Besitzers nicht mehr spüren und er sie aus den Augen verliert, weil ihr Besitz ihm allzu selbstverständlich dünkt. Es ist mit der Selbstverständlichkeit der Demokratie in aller Welt eine zweifelhafte Sache geworden — auch in Amerika; denn Ame-

rika gehört zum Kulturterritorium des Abendlandes und hat teil an seinen inneren Schicksalen, an dem Auf und Ab seines geistigen und moralischen Lebens. Es kann sich nicht davon isolieren. Daß Demokratie heute kein gesichertes Gut, daß sie angefeindet, von innen und außen her schwer bedroht, daß sie wieder zum *Problem* geworden ist, das spürt auch Amerika. Es spürt, daß die Stunde gekommen ist für eine Selbstbesinnung der Demokratie, für ihre Wieder-Erinnerung, Wieder-Erörterung und Bewußtmachung, — mit einem Wort: für ihre *Erneuerung* im Gedanken und im Gefühl. Denn was die ihr feindlichen Tendenzen für sich haben oder für sich zu haben scheinen, ist vor allem der Reiz der Neuheit, — ein Reiz, für den sich die Menschheit allezeit äußerst empfänglich zeigt. Was Cäsar von den alten Galliern sagte: sie seien novarum rerum cupidi, nach neuen Dingen begierig, das gilt im Großen für die ganze Menschheit — aus Gründen, die eine pessimistisch-mitleidige Beurteilung ihres Schicksals zu stützen geeignet sind. Es steht nun einmal mit dem Menschen so, daß er sich in keiner Lage und unter keinen Umständen auf Erden ganz wohl befindet, keine Lebensverfassung ihm ganz gerecht wird und ihm ganz gemäß ist. Warum dem so ist, warum gerade für dieses Geschöpf auf Erden immer ein Rest von Ungenüge, Unzufriedenheit und Leiden bleibt, ist ein Geheimnis, — ein für den Menschen vielleicht sehr ehrenvolles, aber auch schmerzliches Geheimnis; und jedenfalls hat es zur Folge, daß der Mensch im Kleinen und Großen nach Abwechslung, Veränderung, nach dem *Neuen* trachtet, weil er sich eine Verbesserung und Erleichterung seines immer halb peinlichen Zustandes davon verspricht.

Ich wiederhole: Die Hauptstärke, die eigentliche Verführungskraft der Ideen und Tendenzen, die heute die Demokratie bedrohen und sie in den Zustand der Problematik versetzen, ist ihr Neuigkeitsreiz. Darauf pochen sie, damit prahlen sie; ihre revolutionäre Gebärde, ihre Attitüde von Jugendlichkeit und Zukünftigkeit soll die Jugend der Welt bestechen und tut es, wenigstens in Europa, nicht selten. Nach meiner Meinung

ist es betrogene Jugend, die dieser Verführung unterliegt — ich will das hier gleich sagen. Nach meiner Meinung ist es mit der revolutionären Zukünftigkeit und Morgenrötlichkeit dieser Tendenzen — der faschistischen, es ist klar, was ich meine — ein fauler Zauber; es ist, nicht nur in diesem Punkt, aber namentlich auch in diesem, ein so verlogenes Wesen damit, daß ehrliche Jugend in aller Welt sich schämen sollte, etwas damit zu schaffen zu haben. Auch ist die Empfänglichkeit dafür keineswegs eine Frage von Alter und Jugend, und keineswegs ist es so, daß alte Leute, weil sie eben einer anderen Zeit angehören und nicht mehr mitkönnen, davon ausgeschlossen oder dagegen gefeit wären und diese taufrische Gedankenwelt, genannt Faschismus, der Jugend überlassen müßten. Mein großer Kollege Knut Hamsun zum Beispiel, in Norwegen, ein schon sehr alter Mann, ist ein eifriger Faschist. Er agitiert für diese Partei in seinem eigenen Lande und hat es sich nicht nehmen lassen, ein weltbekanntes Opfer des deutschen Faschismus, den Pazifisten Ossietzky, öffentlich zu verhöhnen und zu beschimpfen. Das ist aber nicht das Benehmen eines Greises von besonders jung gebliebenem Herzen, sondern eines Schriftstellers der Generation von 1870, dessen entscheidende literarische Bildungserlebnisse Dostojewski und Nietzsche waren und der in dem Apostatentum von damals gegen den Liberalismus steckengeblieben ist, ohne zu verstehen, um was es heute eigentlich geht, und ohne zu merken, daß er sein Dichtergenie durch sein politisches — ich will lieber sagen: sein menschliches Verhalten, heillos kompromittiert. — Andererseits ist festzustellen, daß große Teile der Jugend in aller Welt, in Europa und besonders auch in Amerika, man kann wohl sagen: ihr überwiegender Teil, von dem, was man die faschistischen Ideen nennt, nichts wissen will und geistig oder selbst körperlich im Kampfe für ganz entgegengesetzte Ideale steht. Offensichtlich hat die Anfälligkeit für das faschistische Miasma nichts mit Alter oder Jugend zu tun; sie ist vielmehr eine Frage der Intelligenz, des Charakters, des Wahrheitssinnes, des menschlichen Gefühls, kurzum, es entscheiden darüber Eigenschaften, die

sowohl dem Alter wie der Jugend angehören oder nicht angehören, und von hier aus ist für die revolutionäre Zukünftigkeit des Faschismus entschieden nichts zu beweisen.

Dennoch hat der Faschismus, seine schreiende Jugendlichkeits-Propaganda, sein Reklametrick, die Demokratie als vergeist, verrottet, überlebt, abgestanden und gähnend langweilig, sich selber aber als höchst lustig und prall von Leben und Zukunft hinzustellen, die uns allen bekannten Erfolge aufzuweisen. Groß und schlau wie er ist im Ausnutzen menschlicher Schwächen, kommt er damit dem leidenden Neuigkeitsbedürfnis der Menschheit entgegen, von dem wir sprachen; und was not tut, ist, meine ich, daß die Demokratie dieser faschistischen Spekulation durch eine Wiederentdeckung ihrer selbst begegnet, die ihr denselben Neuigkeitsreiz, ja, einen viel höheren verschaffen kann als der ist, den der Faschismus auszuüben sucht; daß sie alle Selbstverständlichkeit und Selbstvergessenheit von sich abtut und diese schon nicht mehr erwartete Situation, die Tatsache, daß sie wieder problematisch geworden, dazu benutzt, sich durch die Bewußtmachung ihrer selbst zu erneuern und zu verjüngen. Man kann nämlich ihre vitalen Hilfsquellen, ihre Ressourcen an Jugendlichkeit gar nicht überschätzen: tatsächlich ist der Jugendübermut des Faschismus dagegen eine bloße Grimasse. Der Faschismus ist ein Kind — ein recht garstiges Kind — der *Zeit* und schöpft aus der *Zeit*, was er an Jugend besitzt. Die Demokratie aber ist zeitlos-menschlich, und Zeitlosigkeit bedeutet immer ein Maß von potentieller Jugend, das nur im Gedanken und im Gefühl realisiert zu werden braucht, um alle bloß zeitliche Jugendlichkeit an Reizen jeder Art, Lebensreizen, Schönheitsreizen, bei weitem zu übertreffen.

Ich nannte die Demokratie zeitlos-menschlich und ihren heute so sieghaft auftretenden Gegner, den Faschismus, eine Zeiterscheinung. Ich vergesse dabei nicht, daß auch er tiefe und vielleicht unzerstörbare Wurzeln im Menschlichen hat; denn sein Wesen ist die *Gewalt*. An sie, die physische und geistige Vergewaltigung, glaubt er, sie praktiziert er, sie liebt, ehrt und verherrlicht er, sie ist für ihn nicht erst die ultima,

sondern die prima ratio, — und wir wissen nur zu gut, daß die Gewalt ein ebenso menschlich-unsterbliches Prinzip ist wie ihr Gegenteil, der Gedanke des Rechtes: Sie ist das unerbittlich Tatsachen schaffende Prinzip, sie kann alles oder fast alles; nachdem sie sich durch Angst die Körper unterworfen, unterwirft sie sich sogar die Gedanken — denn der Mensch kann auf die Dauer kein Doppelleben führen; um in Harmonie mit sich selber zu sein, paßt er notgedrungen seine Gedanken dem äußeren Verhalten an, zu dem die Gewalt ihn zwingt. So viel vermag diese auszurichten. Täglich sehen wir das Recht vor ihr erbleichen und zunichte werden, denn die Gewalt ist die erdrückende und in der Erfahrung meist das Feld behauptende Materie, und das Recht nur eine Idee. Aber dies ›nur‹, so bitter pessimistisch es klingt, ist dennoch erfüllt von Stolz und der entschiedensten Zuversicht, — einer Zuversicht, die nicht läppischem, naturlosem Idealismus entspringt, sondern im Gegenteil über die Natur und Realität des Menschen besser, *vollständiger* Bescheid weiß als der nur halb unterrichtete Gewaltglaube. Denn das ist eine besondere Natur, die menschliche, welche sich von der übrigen eben dadurch unterscheidet, daß ihr die Idee gegeben ist, daß sie ihr untersteht und ohne sie nicht sein kann, da sie durch sie ist. Die Idee ist das spezifisch und eigentlich Menschliche, das, was ihn zum Menschen macht; sie ist in ihm eine reale, natürliche und unmöglich zu vernachlässigende Tatsache, so daß die plumpsten und auf die Dauer verderblichsten Fehler begeht, wer des Anteils der menschlichen Natur am Ideellen nicht achtet — wie die Gewalt es tut. Mit dem Worte ›Recht‹ aber ist die Idee bei einem ihrer Namen genannt — mit einem nur; denn man kann auch andere, ebenso starke und keineswegs naturarme, sondern eher schreckliche Namen dafür einsetzen: zum Beispiel Freiheit und Wahrheit. Man weiß nicht, welchen man an die Spitze stellen soll, welcher der größte ist; denn jeder von ihnen bezeichnet die Idee in ihrer Ganzheit, und einer steht für den anderen. Sagt man Wahrheit, so sagt man auch Freiheit und Gerechtigkeit; spricht man von diesen, so meint man die Wahrheit. Es

ist ein mit geistiger Natur und elementarer Sprengkraft geladener Komplex untrennbarer Art, — man nennt ihn das Absolute. Dem Menschen ist das Absolute gegeben — möge das nun ein Fluch oder ein Segen sein, es ist eine Tatsache. Er ist ihm verpflichtet, sein Wesen ist nach ihm gerichtet; und im menschlichen Bereich nimmt sich die wahrheitswidrige, freiheitsfeindliche und rechtlose Gewalt darum so subaltern, so verächtlich aus, weil sie ohne Gefühl und Verstand ist für die Verbundenheit des Menschen mit dem Absoluten und ohne Begriff für die unabdingbare Würde, die ihm aus dieser Verbundenheit erwächst.

Sie sehen, meine Damen und Herren, ich will dem Namen der Demokratie einen sehr weiten Sinn geben, einen viel weiteren, als der rein politische Klang dieses Namens zunächst vermuten läßt, denn ich knüpfe ihn an das Menschlichste, an die Idee und das Absolute, ich bringe ihn in Beziehung zu des Menschen unveräußerlicher und durch keine Gewaltniedrigung zerstörbarer Würde — und so muß ich tun, wenn ich den Wunsch erfüllen soll, der an mich erging: meinen Glauben zu bekennen an den Endsieg der Demokratie über die sie heute bedrohenden Tendenzen und Mächte. Wägt man nur ein politisches System gegen das andere ab, von denen das andere, feindliche, sogar recht robuste praktische Vorteile vor dem demokratischen aufzuweisen hat, so ist es schwer, zu diesem Glauben zu gelangen. Er muß fußen auf der menschlichen Zeitlosigkeit der Demokratie und auf ihrer daraus sich ergebenden grenzenlosen Erneuerungsfähigkeit, auf ihrem unerschöpflichen, vom Absoluten genährten Schatz an potentieller Jugendlichkeit, mit dem sie des prahlerischen Anspruchs der faschistischen Diktatur auf Jugend und Zukunft lachen kann. Daß dieser Glaube an bestimmte Bedingungen geknüpft bleibt, deren historische Erfüllung der Demokratie obliegt, werde ich noch sagen. Für den Augenblick ist es mir um ihre begriffliche Bestimmung zu tun, — und jede Bestimmung der Demokratie ist ungenügend für den Glauben an sie — die sich im bloß Technisch-Politischen hält. Es ist ungenügend, das

demokratische Prinzip als Prinzip der Majorität zu bestimmen und Demokratie wörtlich — allzu wörtlich mit ›Volksherrschaft‹ zu übersetzen, einem zweideutigen Wort, das auch Pöbelherrschaft bedeuten kann, — und das ist vielmehr die Definition des Faschismus. Es ist selbst noch unzulänglich — so richtig es sei —, die demokratische Idee auf die Friedensidee zurückzuführen und zu erklären, das Recht des freien Volkes, über sein Schicksal selbst zu entscheiden, schließe auch die Achtung vor den Rechten fremder Völker ein und sei die beste Gewähr für die Entstehung einer Völkergemeinschaft und für den Frieden. Man muß höher greifen und aufs Ganze gehen. Man muß die Demokratie als diejenige Staats- und Gesellschaftsform bestimmen, welche vor jeder anderen inspiriert ist von dem Gefühl und Bewußtsein der Würde des Menschen.

Die Würde des Menschen . . . Wird uns nicht etwas bange und lächerlich zumute bei diesem Wort? Schmeckt es nicht nach matt und dumpfig gewordenem Optimismus? Nach einer Fest-Rhetorik, die mit der bitteren, derben Alltagswahrheit über die Menschen schlecht übereinstimmt? — Wir kennen sie, diese Wahrheit. Wir sind mit der Natur des Menschen oder besser gesagt: *der* Menschen so ziemlich vertraut und weit entfernt, uns Illusionen über sie zu machen. Sie ist befestigt in dem Sakralwort: »Das Trachten des Menschenherzens ist böse von Jugend auf«. Sie ist mit philosophischem Zynismus ausgesprochen in dem Wort Friedrichs II. von der »verfluchten Rasse« — »de cette race maudite«. Mein Gott, die Menschen . . . Ihre Ungerechtigkeit, Bosheit, Grausamkeit, ihre durchschnittliche Dummheit und Blindheit sind hinlänglich erwiesen, ihr Egoismus ist kraß, ihre Verlogenheit, Feigheit, Unsozialität bilden unsere tägliche Erfahrung: ein eiserner Druck disziplinären Zwanges ist nötig, sie nur leidlich in Zucht und Ordnung zu halten. Wer wüßte diesem vertrackten Geschlecht nicht alle Laster nachzusagen, wer dächte nicht öfters völlig hoffnungslos über seine Zukunft und verstünde es nicht, daß die Engel im Himmel vom Tage der Erschaffung an die Nase rümpfen über den unbegreiflichen Anteil, den Gott der Herr an die-

sem fragwürdigen Geschöpfe nimmt? Und doch ist es so — und zwar heute mehr als jemals —, daß man sich von soviel nur allzu begründeter Skepsis nicht zur Menschenverachtung verleiten lassen — über soviel lächerlicher Schlechtigkeit nicht das Große und Ehrwürdige vergessen darf, das sich als Kunst, Wissenschaft, als Wahrheitstrieb, Schönheitsschöpfung, Rechts-idee im Menschen offenbart; und doch ist es so, daß Fühllosigkeit gegen das große Geheimnis, das man berührt, wenn man ›Mensch‹ sagt und ›Menschheit‹, den geistigen Tod bedeutet. Das ist keine Wahrheit von gestern und vorgestern, veraltet, reizlos und matt. Es ist die neue und notwendige Wahrheit von heute und morgen, diejenige, die Leben und Jugend für sich hat gegen die falsche und welke Jugendlichkeit gewisser Tageslehren und Wahrheiten.

Sagte ich zuviel, wenn ich den Menschen ein großes Geheimnis nannte? Woher stammt er? Aus der Natur, der tierischen, und danach benimmt er sich unverkennbar. Aber in ihm kommt die Natur zum Bewußtsein, sie scheint ihn hervorgebracht zu haben, nicht nur, um ihn zum Herrn über sich zu machen — das ist nur der Ausdruck für etwas Tieferes: sondern in ihm eröffnet sie sich gegen das Geistige, befragt, bewundert und beurteilt sich selbst in einem Wesen, das zugleich ihr angehört und seiner höheren Ordnung. Zum Bewußtsein kommen heißt: ein Gewissen bekommen, heißt wissen, was Gut und Böse ist, — die untermenschliche Natur weiß es nicht. Sie ist unschuldig; im Menschen wird sie schuldig. Der Mensch ist der Sündenfall der Natur, aber das ist kein Fall, sondern so gewiß eine Erhebung, wie das Gewissen höher ist als die Unschuld. Was das Christentum die ›Erbsünde‹ nennt, ist mehr als ein Priestertrick, um die Menschen niederzuhalten und zu beherrschen, — es ist das tiefe Gefühl des Menschen als eines geistigen Wesens von seiner natürlichen Brest- und Fehlhafteig-keit, über die er sich im Geiste erhebt. Ist das Untreue gegen die Natur? Durchaus nicht. Es ist nach ihrem tiefsten Willen. Denn zu ihrer Vergeistigung hat sie den Menschen hervorgebracht.

Diese Geheimniswürde des Menschen sieht und ehrt die

Demokratie: den Sinn dafür, den Respekt davor nennt sie ›Humanität‹. Die antihumane, diktatorische Gesinnung des Tages will von ›Erbsünde‹, das heißt vom geistigen Gewissen nichts hören: Sündenbewußtsein, also *Geist*, erachtet sie der Krieger-tugend für abträglich. Sie lehrt eine optimistische Heroik — in schlechthin blödsinnigem Widerspruch zu der bodenlosen Menschenverachtung, der sie zugleich damit huldigt. Denn alle Gewaltüber, Unterdrücker, Betäuber, Verdummer alle, die darauf aus sind, aus der Nation ein gedankenloses Kriegs-Dynamo zu machen und auf diese Weise den freien und denkenden Völkern den Rang abzulaufen, sind selbstverständlich Menschenverächter: Sie geben zwar vor, dem Menschen seine vom Christentum geschändete Ehre zurückgeben zu wollen, indem sie ihn von der Erbsünde lossprechen und ihm germanische Heroik in den Leib reden — immer gebärden sie sich als Wiedererstatte der Ehre; auch Deutschland hätten sie ja, wenn man dem Radio glauben dürfte, ›die Ehre zurückgegeben‹. In Wirklichkeit aber praktizieren sie eine wahrhaft groteske Menschenverachtung — grotesk durch ihr Subjekt, grotesk durch den Gedanken, *wer* hier verachtet: es sind die Verächtlichsten. Ich lasse mir die Verachtung gefallen, die aus der Höhe kommt, die große, dem Menschenmaß entwachsene Persönlichkeit, welche verachtet. Aber vergebens fragt man sich, wie die totale Erbärmlichkeit, die moralische und geistige Misere eigentlich dazu kommt, zu verachten. Es ist denn auch eine Sorte von Verachtung, die den Menschen erst aus allen Kräften erniedrigen und verderben muß, damit er recht zu ihrem Objekte taugt. Der Terror verdirbt die Menschen, das ist klar: Er zerrüttet ihren Charakter, setzt das Böse in ihnen frei, macht sie zu angstvollen Heuchlern und schamlosen Angebern, er macht sie verächtlich — darum lieben die Menschenverächter den Terror so sehr. Ihre Lust an der Menschenschändung ist schmutzig und pathologisch. Die Behandlung der Juden in Deutschland, die Konzentrationslager und was sich in ihnen abgespielt hat und immer noch abspielt, sind dafür Belege und Beweise. Jede Art Pranger, Entehrung, schimpfliche Auszeich-

nung, das Haarabschneiden, der gelbe Flecken, der Zwang zur moralischen Selbstvernichtung, die Zerbrechung von Geist und Seele durch die Körpertortur, die Schändung des Rechtes durch die Gewalt, so daß der Mensch, überwältigt von Weltuntergangsschaudern, am Rechte verzweifelt, ihm abschwört und die Gewalt anbetet: — dies alles sind Hilfsmittel dieser Lust, die teuflisch zu nennen schon zuviel Ehre wäre, denn sie ist einfach krankhaft. Oder sind die Zumutungen nicht krankhaft, die die Diktatur sich auf dem Gebiete der Lüge, des Wahrheitsmordes, des Betrages gönnt, eines Betrages, der so plump ist, daß er ebenfalls auf Gewalt hinausläuft? Ist es das schrankenlose Vertrauen nicht, das sie in die Verdumpftheit und geistige Widerstandslosigkeit der nach ihren Wünschen und Bedürfnissen zugerichteten Menschen setzt? Es gibt nur eine öffentliche Stimme — die ihre. Jede andere ist zum Schweigen gebracht, es gibt keinen Widerspruch, nicht die leiseste Gegenerinnerung, — sie kann sagen, was sie will, kann den Leuten die Lügenpeitsche um die Ohren knallen lassen nach ungestörter Herzenslust — die Lügenpeitsche der Propaganda. Die Demokratie, wie immer ihre Meinung über die Menschen sei, meint es jedenfalls gut mit den Menschen. Sie möchte sie heben, denken lehren und befreien, möchte der Kultur den Charakter eines Vorrechtes nehmen und sie ins Volk tragen, — mit einem Worte: sie ist auf *Erziehung* aus. Erziehung ist ein optimistisch-menschenfreundlicher Begriff, — die Achtung vor dem Menschen ist unabtrennbar von ihm. Sein menschenfeindlicher, menschenverächterischer Gegenbegriff heißt Propaganda. Diese soll verdummen, betäuben, eibebnen, »gleichschalten« — im Interesse der Kriegstüchtigkeit und vor allem, um das diktatorische System an der Macht zu erhalten. Ich will damit nicht sagen, daß nicht auch Propaganda im Geist der Erziehung, im demokratischen Geist also, geübt werden könnte: Die Demokratie hat vielleicht bisher überall und auch in diesem Lande zuwenig im eigenen Sinn von ihr Gebrauch gemacht. In den Händen der Diktatur jedenfalls ist Propaganda ein Instrument zynischer Menschenverachtung.

Wir sehen also Widerspruch da wie dort — es geht ohne solchen im Leben offenbar nicht ab. Die Demokratie widerspricht sich, indem sie zwar von Geistes wegen (denn sie steht mit Geist, Literatur, psychologischer Wahrheitserkenntnis und Wahrheitsforschung auf gutem Fuß) für die kosmische Schlechtigkeit des Menschen allen Sinn hat und sie kritisch analysiert, dennoch aber an der Würde des Menschen grundsätzlich festhält und an die Möglichkeit seiner Erziehung glaubt. — Die Diktatur widerspricht sich, indem sie zwar die christliche Erbsünde für abgeschafft erklärt, den Menschen vom Gewissen befreit und ihn adelige Heroik lehrt (damit er sich besser für sie schlage), — dabei ihn aber ohne jedes Gefühl für seine Würde erniedrigt und versklavt, überzeugt, daß kein anderes Los ihm zukomme und alles andere veraltet-schöseliges Gerede sei. — Beides ist unlogisch. Aber welche Art Unlogik wohl ist die anständigere? —

Bemerkenswert und charakteristisch ist das Wohlverhältnis der Demokratie zum Geiste und auch zum schönen Geiste, zur Literatur, schon dieses unterscheidet sie bestimmend von der Diktatur, welche ihre Gewaltgläubigkeit selbstverständlich geistfern, geistfremd und geistfeindlich macht. Wirklichen Definitionswert für die Demokratie gewinnt diese Feststellung aber erst, wenn man den Begriff des Geistes nicht einseitig, isoliert, abstrakt und hochmütig-lebensfremd versteht, sondern ihn als lebensverbundenen, dem Leben und der Tat zugewandten Geist kennzeichnet, — denn nur *das*, und *das eigentlich*, ist demokratischer Geist und ist der Geist der Demokratie. Die Demokratie ist nicht intellektualistisch in einem alten und überwundenen Sinne. Demokratie ist Denken; aber es ist ein dem Leben und der Tat verbundenes Denken, sonst wäre es nicht demokratisch, und eben hierin ist die Demokratie neu und modern. Der französische Philosoph Bergson sandte einem Kongreß von geistigen Forschern, der kürzlich in Paris tagte, eine Botschaft, worin er den Imperativ aufstellte: »Handle als Denker und denke als Handelnder.« — Das ist eine durch und durch demokratische Devise. Kein vordemokratischer Denker

hat je ans Handeln gedacht noch daran, wie ein Handeln sich ausnehmen würde, das sein Denken verwirklichte. Es ist ein Charakteristikum undemokratischer oder demokratisch unbezogener Nationen, daß bei ihnen ohne jede Beziehung zur Wirklichkeit gedacht wird, rein abstrakt, in völliger Isolierung des Geistes vom Leben und bar jeder Rücksichtnahme auf die Wirklichkeitskonsequenzen des Denkens. Das ist ein Mangel an Pragmatismus, der ins Sträfliche fällt und dahin führt, daß der Gedanke durch die Wirklichkeit eine gräßliche und das Denken überhaupt kompromittierende Widerlegung erfährt. Goethe hat gesagt: »Der Handelnde ist immer gewissenlos; Gewissen hat nur der Betrachtende.« Das ist wahr, aber weil es wahr ist, muß der Betrachtende gewissenhaft sein auch noch für den Handelnden, — eine Forderung, die sich natürlich am glücklichsten erfüllt, wenn der Denkende und der Handelnde ein und dieselbe Person sind. Wir nennen den jüngst verstorbenen Gründer und ersten Präsidenten der tschechoslowakischen Republik einen großen Demokraten. Warum? Weil sich in seiner Gestalt ein neues und modernes Verhältnis von Geist und Leben verkörpert, weil er in organischer Verbindung Denker und Staatsmann war — ein Denker als Staatsmann und als Staatsmann ein Denker. Die Forderung Plato's, daß Philosophen den Staat regieren sollen, wäre eine gefährliche Utopie, wenn sie nur besagen wollte, daß der Regent ein Philosoph sein soll. Der Philosoph muß auch ein Regent sein — erst das schafft das Verhältnis von Geist und Leben, welches wir demokratisch nennen. Was man heute an dem Philosophen bewundert, der am Beginn neuzeitlichen Denkens steht: Descartes, ist ausdrücklich die Lebensnähe und Aktivität seiner Denkweise; und je länger, desto entschiedener hat seit den Tagen des Cartesius die europäische Philosophie diese demokratische Richtung verfolgt. Selbst ein so extrem individualistischer und aristokratischer Denker wie Nietzsche ist Demokrat in diesem bestimmten modernen Sinn: sein Kampf gegen den theoretischen Menschen, seine fast schon exzessive und gefährliche Verherrlichung des Lebens auf Kosten des Geistes und der

abstrakten Wahrheit hat philosophisch-demokratischen Charakter, und einen sehr künstlerischen dazu. Denn der Künstler ist kein Theoretiker oder doch nur in unmittelbarer Verbindung mit dem Handeln, dem Tun und Machen, das aus dem Geiste geschieht. In mehr als einer Beziehung hat ja Nietzsche Kunst und Geisteswissenschaft einander genähert, sie ineinander übergehen lassen; durch ihn ist die Grenze zwischen beiden fließend geworden. Aber Annäherung an die Kunst bedeutet Annäherung an das Leben, und wenn der Sinn für die Würde des Menschen die *moralische* Bestimmung der Demokratie ist, so ergibt sich ihre *psychologische* Definition aus diesem ihrem Willen zur Versöhnung und Vereinigung von Erkenntnis und Kunst, Geist und Leben, Gedanke und Tat.

Mißverständnis und Mißbrauch liegen hier freilich nahe. Es gibt eine Karikatur des modernen Anti-Intellektualismus, die mit Demokratie nichts mehr zu tun hat, sondern bei der man sich mitten in die niedrig demagogische Welt des Faschismus versetzt findet: Es ist die Verachtung der klaren Vernunft, die Leugnung und Vergewaltigung der Wahrheit zugunsten der Macht und des Staatsinteresses, der Appell an die dumpfen Instinkte, das sogenannte ›Gefühl‹, die Lossprechung der Dummen und Schlechten von der Zucht der Vernunft und des Geistes, die Freigabe der Gemeinheit, — kurz eine barbarische Pöbele, neben der sich, was wir Demokratie nennen, nun freilich im höchsten Grade aristokratisch ausnimmt. Dies nun ist der Augenblick, einzusehen, daß der Gegensatz von Demokratie und Aristokratie dem Leben nur mangelhaft gerecht wird; das eine ist nicht immer das echte Gegenteil des andern. Wenn Aristokratie wirklich und immer ›Herrschaft der Guten, der Besten‹ bedeutete, dann wäre sie das Wünschenswerte, weil sie genau das wäre, was wir unter Demokratie verstehen. Der Demokrat Masaryk, der Demokrat Roosevelt, der Demokrat Léon Blum sind als persönlich-menschliche wie als staatsmännische Typen bestimmt aristokratischer als der Typus Hitler oder Mussolini. Daß aber eine aristokratische Menschlichkeit politisch das Ziel der Demokratie vertritt,

kommt daher, daß der Geist zwar vornehm macht und selbst schon eine Äußerung der Verfeinerung und höheren Artung ist, daß er aber zugleich kraft seiner Verbundenheit und Solidarität mit Erkenntnis, Wahrheit, Gerechtigkeit und als das Gegenteil von Gewalt und Roheit der Befürworter und Vertreter der Demokratie auf Erden ist.

Die wirkliche Demokratie, wie wir sie verstehen, kann niemals eines aristokratischen Einschlags entbehren — das Wort ›aristokratisch‹ nicht im Sinne der Geburt und irgendwelcher Privilegien genommen, sondern im geistigen Sinn. In einer Demokratie, die das höhere Leben des Geistes nicht ehrt und nicht von ihm bestimmt wird, hat die Demagogie freies Spiel, und das Niveau des nationalen Lebens wird auf dasjenige der Unwissenden und Unkultivierten hinabgedrückt, anstatt daß das Prinzip der Erziehung waltete und die Tendenz herrschte, die unteren Schichten zur Kultur zu erheben und das Niveau der Besseren zum anerkannt herrschenden zu machen. Den Begriff der Kultur und ihr Niveau von unten her, nach dem Sinn und Verständnis des Pöbels bestimmen zu lassen, — genau dies und nichts anderes ist Demagogie; und wir haben das Musterbeispiel dafür in den sogenannten Kulturreden des erwähnten Führers, zu deren praktischen Folgen es unter anderem gehört, daß zeitgenössische deutsche Maler von Weltruf wie Corinth, Kokoschka, Pechstein, Klee, Hofer, Marc und Nolde figürlich und damit beinahe auch persönlich an den Schandpfahl gestellt wurden und daß man ihre Werke in einer Ausstellung für »entartete Kunst« dem Hohngelächter derer preisgab, deren machthabender Exponent der erwähnte Kulturredner ist. Was dieser neuartige Herrscher über Kunst und Geist, über Skulptur, Malerei, Musik, Literatur autoritativ zum besten gibt, wird späteren Generationen vor Augen führen, was in dem kriegsbeschädigten Deutschland unserer Tage, einem ehemals geistig hochstehenden Lande, möglich war; es wird sie lehren, was das ist, entartete Demokratie. Ich verstehe nichts von Staatskunst, — es ist möglich, daß das erwähnte Ingenium Deutschland herrlichen Zeiten entgegenführt, wengleich das

Wilhelm II. auch schon versprochen hat. Von Kultur aber glaube ich etwas zu verstehen, hier bin ich legitimiert, ein Wort mitzureden; und da Deutschland in das Friedhofsschweigen der Diktatur gehüllt, da dort jede Widerrede erstickt ist, so verlangt die Menschenwürde, daß wenigstens hier in der Freiheit ausgesprochen werde, daß diese Kulturreden nichts weiter sind als subalternes Kleinbürgergeschwätz, daß ihr einziger Wert darin besteht, zu zeigen, wohin die Demokratie gerät, wenn sie des notwendigen geistes-aristokratischen Einschlages verlustig geht.

Die pseudo-aristokratische Grimasse gehört freilich zum Bilde dieser Entartung. Diktatoren sind ja Herrenmenschen, sie verachten die Menge, und während sie sich zum Mundstück ihrer armseligen Meinungen machen, geben sie ihr ihre persönlich ganz unbegreifliche und ungerechtfertigte Geringschätzung zu verstehen. Das Volk, sagt der Kulturredner, habe nicht mitzureden; es brauche Brot und Spiele, und damit punktum. Denn es habe einen »Kaninchenhorizont« und bestehe vorwiegend aus »schwachen Spießern«. Aber gerade in ihm und durch ihn redet es ja mit, und es ist wahrhaft sonderbar zu sehen, wie der regierende Redner gar nicht auf den Gedanken kommt, es möchten gerade seine Kulturaspekte mit Kaninchenhorizont und schwachem Spießertum irgend etwas zu tun haben. Ich nenne das Pseudo-Aristokratismus, — in der faschistischen Diktatur ist alles ›Pseudo‹, vor allem auch der Sozialismus, wie das Verhalten des Kulturredners zum Volke zeigt. Es ist ein Sozialismus der Menschenverachtung, dazu Kulturterror des Kleinbürgers und alles in allem eine Art von Banausen-Bolschewismus, der unstreitig für die Gesittung eine viel scheußlichere Gefahr bedeutet als die soziale Doktrin, deren Drohung so große Teile des besitzenden Bürgertums der faschistischen Diktatur in die Arme treibt oder ihm doch Sympathie mit ihr einflößt. Sie halten diese für einen rettenden Schutzwall gegen den eigentlichen, den russischen, proletarisch gefärbten Bolschewismus und gegen den Sozialismus überhaupt, und die Diktaturen geben sich denn auch für solch

einen Schutzwall aus, sie spielen die Retter der europäischen Zivilisation vor dem Bolschewismus, zu welchem, wie sie behaupten, die Demokratie schon die Vorstufe ist. Man kann sagen: sie leben von dieser künstlich genährten Angst: sie vor allem hat ihnen zum Siege im Inneren verholfen, und sie vertrauen, daß die anti-bolschewistische Ideologie, unermüdlich propagiert, ihnen auch zum äußeren, zum Weltsieg verhelfen werde. Das Bürgertum ist jedoch vor der grausamen Enttäuschung zu warnen, die es erwartet, wenn es dieser betrügerischen Propaganda unterliegt, — einer schweren Enttäuschung, die das Bürgertum der dem Faschismus verfallenen Länder bereits erprobt hat. Daß es die Funktion und Absicht des Faschismus, besonders etwa des deutschen Nationalsozialismus sei, das Privateigentum und die individualistische Wirtschaftsform zu konservieren, ist ein vollständiger Irrtum. In entscheidender Beziehung, nämlich gerade in wirtschaftlicher, ist der Nationalsozialismus nichts anderes als Bolschewismus: Es sind feindliche Brüder, von denen der jüngere von dem älteren, russischen, so gut wie alles gelernt hat — nur nicht das Moralische; denn sein Sozialismus ist moralisch unecht, verlogen und menschenverächterisch, aber im wirtschaftlichen Effekt läuft er auf dasselbe hinaus wie der Bolschewismus. Zwar sind unter dem Nationalsozialismus die Arbeiter entrechtet, die Gewerkschaften vernichtet, alle sozialistischen Organisationen zerschlagen; daß aber damit das goldene Zeitalter des Unternehmertums gekommen sein würde, war ein Traum des Herrn Thyssen und anderer finanzieller Gönner der Hitler-Partei, ein Traum, von dem wir dahingestellt sein lassen wollen, ob er schön war, von dem aber jedenfalls das strikte Gegenteil in Erfüllung gegangen ist. Die Kriegswirtschaft, die heute im sogenannten Dritten Reiche herrscht, ist eine moralisch tiefstehende Form des Sozialismus, aber eine Form davon eben doch. Sie ist etwas, was man sowohl Staatssozialismus wie Staatskapitalismus nennen kann, militärisch bestimmte Diktatur des Staates über die Wirtschaft, vollendete Verdrängung der Unternehmer-Initiative, der unzweifelhafte Untergang der

privatkapitalistischen Wirtschaft. Dies möge das Bürgertum der Welt sich klarmachen, bevor es aus Panik vor dem Sozialismus für den Faschismus optiert.

Freilich ist nicht genug zu betonen, daß der faschistische Sozialismus eine moralische Verhöhnung des wirklichen ist, der Diebstahl an einer sittlichen und humanitären Idee, um Jugendlichkeits- und Zukünftigspropaganda damit zu treiben. Wie es mit dem Sozialismus der Diktatur bestellt ist, zeigt sehr anschaulich der exaltierte Baubetrieb im heutigen Deutschland: Der Drang dieses Regimes, sich in ebenso großmannsüchtigen wie künstlerisch armseligen Prunk- und Riesenbauten zu verherrlichen, ist eine Leidenschaft von stark krankhaftem Einschlage; sie hat etwas Maniakalisches und erinnert daran, daß die Bauwut eine klinisch bekannte Erscheinung ist. Das Geld spielt bei diesen überall angelegten, geplanten oder schon in öder, leer-epigonenhafter Vollendung prangenden Staats- und Kommunalbauten überhaupt keine Rolle; die Ausgaben dafür sind enorm; der »innere Kreislauf« scheint es zu erlauben. In Nürnberg — um von den Berliner und Münchener architektonischen Plänen und Taten zu schweigen — erwächst eine sogenannte »Tempelstadt«, in der die zukünftigen Parteitage sich abspielen sollen. Da gibt es eine steinerne Sport-Arena, die 404 000 Personen fassen soll, also viermal so groß sein wird wie das Olympiastadion in Berlin; ein ungeheures Versammlungsgebäude, das von hinten gesehen dem römischen Kolosseum gleicht — wie es von vorne aussehen wird, kann ich nicht sagen; einen besonderen Riesenbau für »Kulturtagungen«, der voraussichtlich besonders reich an Säulen sein wird, hinter welchen dann eine Kultur tagt, die man sich denken kann. Die »Zeppelinwiese« bei Nürnberg ist groß genug, daß sie als Schauplatz für die alljährlichen Gefechtsübungen der Wehrmacht mit Tanks und schweren Geschützen dienen konnte. Das genügt nicht. Ein dreimal so großes Aufmarschfeld mit steinernen Wällen wird errichtet, das den cäsarischen Namen »Märzfeld« führt und eine Million Menschen faßt. Bedenkt man, daß das Berliner »Reichssportfeld«

fünzig Millionen gekostet hat, so kann man sich eine ungefähre Vorstellung davon machen, welche Summen das ›Märzfeld‹ und überhaupt die Nürnberger Tempelstadt — um nur von dieser zu reden — verschlingen wird. Und dabei herrscht in Deutschland die krasseste Wohnungsnot — in direkter Folge dieser Staatsbauwut, wie sich versteht. Auf amtliche Ziffern gestützt, hat man ausgerechnet, daß es im Lande 950 000 Wohnungen zuwenig gibt. Der Anblick der in den Monstrebauten dargestellten Reichsherrlichkeit muß die Un- und Schlechtbehausten entschädigen.

Das nenne ich Sozialismus! Es ist Nationalsozialismus, wohlgemerkt. Ich finde es aber sowohl nationaler wie auch sozialistischer, wenn eben jetzt der Präsident Roosevelt an den amerikanischen Kongreß mit einem Plan für den Bau von drei bis vier Millionen neuer Wohnungen herantritt, für deren Kosten — es sind hohe Kosten — die privaten Unternehmungen und das Kapital zusammen mit dem Staate aufkommen sollen. An Großzügigkeit läßt auch dieser Plan nichts zu wünschen übrig. Aber es ist eine Großzügigkeit, die nicht auf Verblendung und Einschüchterung des Volkes durch die Pracht- und Machtentfaltung des Regimes, sondern auf den Nutzen und das vernünftige Wohl der Landesbewohner gerichtet ist.

Daß das Wort ›Sozialismus‹, trotz aller anti-individualistischen Wirtschaftsgebarung, im Mund des Faschismus eine Lüge ist, zeigt schon der Name seiner deutschen Spielart: Nationalsozialismus. Diese Wortverbindung ist eine Bauernfängerei wie das ganze ›Gedankengut‹, dessen Etikette sie ist. Nationalismus und Sozialismus sind Gegensätze. Ein Parteiprogramm aus beiden zu machen, ist geistiger Unfug. Sozialismus ist ein durchaus moralischer, das heißt nach innen gerichteter Impuls, ein Impuls des Gewissens. Wie man als bürgerlicher Individualist über ihn auch denken möge, — man muß zugeben, daß er friedlich ist, pazifistisch bis zur Selbstgefährdung. Er hat von Natur wenig Machtsinn, — sollte er zugrunde gehen, so wird es an diesem Mangel liegen. Wir haben ja gesehen, daß die sozialistisch beeinflusste deutsche Republik aus

pazifistischer Scheu vor dem Blutvergießen, dem Bürgerkrieg, die Waffen vor ihren Mördern streckte. Wir haben auch gesehen, welches Druckes von seiten der aggressiv-kriegerischen Mächte es bedurfte, bis der französische und englische sozialistische Pazifismus sich notgedrungen mit der defensiven Ausrüstung ihrer Länder befreundeten. Ich nenne den Sozialismus darum einen moralischen Impuls, weil er wesentlich innenpolitisch, nicht außenpolitisch interessiert ist: seine Passion ist Gerechtigkeit, nicht Macht. Die sozialistische Reform Léon Blums in Frankreich geschah unter fast sträflicher Vernachlässigung der außenpolitischen Dinge, in dem idealistischen Glauben, daß die Herstellung einer höheren und gerechteren Ordnung im Innern ein Land eo ipso in jeder Beziehung stärke, also im Glauben an die Moral. Möge dieser Glaube, trotz seines Idealismus, auf die Dauer sogar *richtig* sein, — unmittelbar kann er zu großer Schwächung und Gefahr im Lebenskampfe führen, gleichwie ein Mensch, der ganz nach innen gerichtet lebte, allein sein Seelenheil im Auge hätte und auf die Umwelt und wie er mit ihr fertig werde gar nicht Bedacht nähme, auf Erden wohl schlecht bestünde. — Und Rußland? — Man kann das innenpolitische Beispiel, das es gibt, böse finden und dieses Beispiel fürchten. Aber man muß einräumen, daß die moralische Natur alles wirklichen Sozialismus sich auch im Falle Rußlands bewährt: man muß es als *Friedensmacht* anerkennen und feststellen, daß es als solche eine Verstärkung der Demokratie bedeutet. Es ist kein Zufall und keine bloße Sache der Politik, sondern der Moral, wenn Rußland sich als Friedensmacht an die Seite der großen und kleinen Demokratien: Englands, Frankreichs, Amerikas, der Tschechoslowakei und so weiter stellt. Soweit der Friede in Frage kommt, gehören Sozialismus und bürgerliche Demokratie zusammen, denn der Sinn des Friedens ist die innere Aufgabe, die *Arbeit* in der weitesten und sittlichsten Bedeutung des Wortes, die Arbeit der Völker an sich selbst. Der Krieg dagegen ist moralischer Müßiggang, das liederliche Abenteuer, ein Hinter-die-Schule-Laufen vor den großen und

dringenden Verbesserungsaufgaben der Zeit, die der Friede stellt und die nur im Frieden gelöst werden können. Ich habe vielleicht nicht genug Sinn für die von Rußland ausgehende Bedrohung der kapitalistisch-bürgerlichen Lebensordnung; denn ich bin kein Kapitalist. Soviel aber sehe ich, daß von Rußland *keine* Bedrohung dessen ausgeht, worauf alles ankommt, nämlich des Friedens. Nicht Rußland ist es, das zwanzig Jahre nach dem Weltkrieg Europa zwingt, ungeheure Mittel den Friedenszwecken zu entziehen und der Rüstung zuzuwenden; es ist der Faschismus und seine sogenannte Dynamik. Daß die Welt nicht zur Ruhe und zum Gedeihen kommt, ist sein Werk, nicht das des Sozialismus.

In geradem Gegensatz nun zu diesem ist der Nationalismus ein durchaus aggressiver, nach außen gerichteter Impuls; seine Sache ist nicht das Gewissen, sondern die Macht, nicht die Arbeit, sondern der Krieg. Der Vorbereitung des Krieges und seiner Verherrlichung ist selbst das an propagandistischen Gehalten reiche Wort ›Sozialismus‹ gut genug. In der Tat, zu Hause schlägt man den Sozialismus tot; nach außen aber, international, gibt man sich plötzlich sozialistisch; die Begriffe ›proletarisch‹, ›Armut‹, ›Besitz‹, ›Gerechtigkeit‹ spielen da auf einmal eine hervorragende Rolle, und der Klassenkampf, im Inneren geleugnet, perhorresziert und durch eine zweifelhafte ›Volksgemeinschaft‹ ersetzt, wird nach außen zum dynamischen Motor aller Geschichte gemacht. Man teilt die Welt ein in proletarische Staaten, have-nots, die nichts zu verlieren und alles zu gewinnen haben, die durch Armut dynamisch und heroisch gemacht werden, sehnsüchtig nach Raum, Sonne, Glück, Teilhaberschaft an den Gütern der Erde, — und in kapitalistische Staaten, satt und statisch, welche auf ihrem Besitz wie der schatzbehütende Lindwurm ruhen und die armen Teufel vom Glück und Reichtum der Erde ausschließen wollen. Ein sozialistisches Recht und Pathos der Dynamiker gegen die Statiker wird da in Anspruch genommen, der Umsturz der bestehenden Besitzverhältnisse zugunsten der ›Armen‹ aufwieglend propagiert und mit einem proletarischen Krieg

gegen die Kapitalwelt gedroht, wenn die Forderung nicht erfüllt wird.

Nun kommt es im Leben darauf an, wer eine Wahrheit ausspricht. In gewissem Munde wird auch die Wahrheit zur Lüge. Es ist kein Zweifel: unter den Erscheinungsformen und begrifflich-gefühlsmäßigen Abwandlungen der Idee: Wahrheit, Freiheit, Gerechtigkeit ist es diese, die Gerechtigkeit, die als Gewissensforderung heute dem Herzen der Menschheit am nächsten liegt. Jeder lebendige Geist, das ist eine Tatsache, erkennt in einem gerechteren sozialen und ökonomischen Ausgleich die Forderung der Weltstunde, und es ist ebenfalls gar keine Frage, daß diese moralisch lebenswichtige Forderung sich nicht nur auf die innere Struktur der Staaten, sondern auch auf die Staatengesellschaft selbst und ihr Zusammenleben zu erstrecken hat. Europa, die Welt sind reif für den Gedanken einer umfassenden Reform der Besitzordnung und der Güterverteilung, einer Sozialisierung der Rohstoffe, die natürlich im Geiste und im Rahmen einer Gesamtverständigung und vernünftigen Generalbereinigung der Konflikte, kurzum im Geiste des *Friedens*, der Arbeit und der allgemeinen Wohlfahrt in Angriff zu nehmen wäre. Leider liegt es nun aber so, daß gerade die Staaten, die heute nach außen Gerechtigkeit propagieren, für diesen Gedanken am allerwenigsten reif, ihm moralisch tatsächlich nicht gewachsen sind. Einzig im Sinne des nackten und puren nationalen Egoismus stoßen sie den Schrei nach Gerechtigkeit aus, weit entfernt von dem Gedanken, auch ihnen könnte es zukommen, zum Wohle des Ganzen irgend etwas beizutragen. Legt man ihnen dergleichen nahe, schlägt man ihnen irgendein Zugeständnis an die kollektive Verständigung und Befriedung vor, so sprechen sie verächtlich von einem ›politischen Tauschgeschäft‹, zu dem sie sich keineswegs hergäben. Sie wollen nur nehmen, nicht geben. Nicht um des Friedens und der gemeinsamen Arbeit willen fordern sie die Neuordnung des Besitzes, sondern zur Erhöhung ihrer Macht, um ihre Kriegsdrohung besser stützen und den Krieg gegebenenfalls erfolgreich führen zu können.

Man sieht, der ›äußere Sozialismus‹ der faschistischen Diktaturen ist nicht ganz der richtige; er ist notwendigerweise so wenig richtig wie der innere. Er ist eine Lüge, denn er will nichts weiter als ablenken von den inneren, moralischen und sozialen Aufgaben, denen eine anständige, wirklich auf das Wohl, die Ehre und das Glück ihres Volkes bedachte Regierung, welche nicht nur an die Erhaltung ihrer Gewalt und an die Einschüchterung dächte, vor allem ihr Augenmerk zuwenden müßte. Der Pazifismus der Völker, die heute den Frieden wollen und ein Recht haben, dieses Wort auszusprechen, beruht auf der Einsicht, daß der Krieg nicht mehr statthaft ist, daß der Menschengestalt auf eine Stufe der sozialen Gesittung gelangt ist, auf der der Krieg als politisches Mittel unmöglich geworden; daß es der Friede ist, der den Menschen heute ihre Aufgaben stellt, und daß diese Aufgaben groß und dringend genug sind, daß alle Energie, Intelligenz, Opferbereitschaft, aller Heldennut des Menschen vollauf davon beansprucht werden und Gelegenheit finden, sich daran zu bewähren. Krieg ist nichts als Drückebergerei vor den Aufgaben des Friedens. Er ist, als Ersatz der inneren Arbeit und Verbesserung durch das äußere Abenteuer, so tief in moralischen Verruf gekommen, daß man zu sehen glaubt, er sei nie etwas anderes gewesen als ein Mittel zur inneren Unterdrückung und Niederhaltung der Völker, das große und betrügerische Mittel, sie zum Hurra-Schreien zu bringen ob ihrer eigenen Niederlage vor der siegreichen Regierung. Der Gegensatz von Nationalismus und Sozialismus ist beschlossen in dem Gegensatz von Krieg und Frieden. Ein ›ruhmreiches‹, nach außen erfolgreiches Regime braucht sich um innere Verbesserungen nicht mehr zu kümmern. Der Probleme der Kultur und des Fortschritts ist es ledig, wenn es im Glanz des kriegerischen Erfolges dasteht und das Volk, geblendet und verdummt von diesem Glanze, hurra schreit. Glaubt irgendein Mensch, daß Abessinien zum größeren Glück des italienischen Volkes erobert — oder besetzt — worden sei und nicht vielmehr, um die wankende Macht des faschistischen Regimes aufs neue zu fristen? Dazu mußten in größter Eile die

abessinischen Dörfer mit Giftgas ausgeräuchert werden. Umgekehrt scheut eine freiheits- und friedensfeindliche Regierung den Krieg nicht aus Sorge vor dem Unheil, das sie damit über ihr Volk heraufbeschwören könnte, sondern ausschließlich aus Furcht vor der Schwächung oder Vernichtung ihrer Autorität als Folge der Niederlage. Sie erwägt ihre Siegeschancen, nicht diejenigen des Volkes. Dies ist der falsche Pazifismus freiheitsfeindlicher Staaten. Solche halten weder Frieden, noch führen sie den Krieg zur Vermehrung des Glückes und der Ehre ihres Volkes, sondern beides wägen sie ab, je nachdem es der Erhaltung ihrer Schreckensmacht über das eigene Volk günstig scheint. Auch ihre sozialistisch-proletarische Grimasse nach außen hat nur diesen Sinn. Sie ist eine alberne Lüge. Wenn ihr Volk keinen Raum hat, warum treiben diese Machthaber dann mit allen Mitteln zur Erhöhung der Geburtenzahl, zu einem den Raum immer noch verengenden Anschwellen des Volkskörpers? Es ist freche Unmoral, das Verlangen nach Expansion sozialistisch zu nennen, bevor man sich durch innere Kolonisation, durch eine anständige Agrarreform das Recht auf solche Forderung erworben hat. Statt des Entschlusses zu einer wirklichen und aufrichtigen, nicht nur von der Furcht vor dem eigenen Sturz bestimmten Friedenspolitik; statt sozialer Einfügung in eine kollektive Ordnung, deren Ergebnis Weltwirtschaftsblüte, Austausch der Kräfte und Leistungen, wechselseitige Hilfe, kurz, aller Segen der Vernunft wäre, treiben sie Autarkie, Abschließung, Kriegswirtschaft, Scheinbeseitigung der Arbeitslosigkeit durch Aufrüstung, zwingen damit die übrige Welt, sich ebenfalls in ein Kriegslager zu verwandeln, hindern jedermann, sich den Aufgaben des Friedens zu widmen, und wagen es bei alledem, sich auch noch als die großen Sozialisten zu gebärden . . .

Ich sagte, meine Damen und Herren, der Glaube an den künftigen Sieg der Demokratie über ihre Widersacher und dieser Sieg selbst seien an bestimmte Bedingungen geknüpft, deren historische Erfüllung der Demokratie heute obliege. Ich nannte die erste dieser Bedingungen: es ist die tiefe und kraft-

volle Besinnung der Demokratie auf sich selbst, die Erneuerung ihres geistigen und moralischen Selbstbewußtseins, die Entbindung ihrer Jugendlichkeit aus dem Menschlich-Zeitlosen durch den Gedanken und das Gefühl. Die zweite wird erfüllt durch die klare und unbeschönigte Einsicht in die zweifellos bedrohlichen praktischen Vorteile, auf die ihr zeitlicher Gegner und Konkurrent, der diktatorische Faschismus, seine eigenen Siegeshoffnungen gründet. Es wäre nutzlos, die Augen zu verschließen vor der — freilich hochbezahlten — Überlegenheit an außenpolitischer Stoßkraft, die das Diktatorsystem zeitigt, vor einer Geschlossenheit des Willens, die nur erzwungen, sehr oft sogar nur scheinbar sein mag, die aber selbst als Vorspiegelung noch wirksam ist, da das System Mittel und Wege kennt, sie nicht nur den anderen Völkern, sondern zuerst dem eigenen weiszumachen. Was man aber zu sein glaubt, das ist man bis zu einem gewissen Grade. Ein solches Volk bietet wirklich — wenigstens augenblicksweise — das Bild eines einheitlichen, ungeheuer selbstbewußten und tatkräftigen, in sich harmonischen und synergetischen Staatskörpers dar, gestählt durch eine wirtschaftliche Kriegsaskese, die — man muß die psychologische Tatsache einsetzen — nicht ausschließlich als Druck und Entbehrung, sondern auch als Reiz, als Anlaß zum Stolz und als Gemeinschaftserlebnis empfunden wird. Das Glück, die Freiheit, ja das Leben des Individuums gelten nichts: es ist Staatsbürger und nichts als das, Teilelement der den Staat verkörpernden Nation. Es ist gehalten — zunächst durch Gewalt, die sich allmählich aber auch des inneren Menschen versichert —, sein Denken, Fühlen, Wollen und Handeln in erster und letzter Linie dem Ganzen zu widmen, ihm mit Leib und Seele, Gut und Blut zu dienen. Dem Ziel asketisch-heroischer Kriegstüchtigkeit und zukünftiger Größe ordnet der totale Staat eisen alle Gebiete des öffentlichen Lebens unter. Er wäre nicht total, wenn er irgendeine Art von Leben duldet, das sich seiner Kontrolle, seinem Dienst entzöge. Das darf kein noch so intimer und privater Winkel der Menschenseele. Was wir Kultur nennen, Religion, Kunst, Forschung, höhere Moral, der freie

menschliche Gedanke, gilt nicht nur nichts, sondern fällt unter das Verbrechen des Landesverrats, sofern es eben irgendwelche Freiheit und Eigenwürde für sich in Anspruch nimmt. Die Demokratie ist im ganzen noch weit entfernt, sich eine deutliche Vorstellung von dieser faschistischen Konzentration, dem totalen Staat, seinem Fanatismus, seiner Unbedingtheit zu machen, die bereit ist, alle Kultur und Menschlichkeit um des Sieges und der Macht willen daranzugeben und sich auf diese unfaire Weise einen nie dagewesenen und für die Gesittung zunächst völlig verwirrenden Vorteil und Vorsprung im Lebenskampf zu verschaffen.

Dennoch muß sie das Neue, das damit in die Welt gekommen ist, in seiner durchaus bössartigen Neuheit begreifen, um dagegen bestehen zu können. Ihre Gefahr ist die humane Illusion, der gute Glaube, dies neue Wesen werde mit sich reden lassen, es sei durch Nachgiebigkeit, Entgegenkommen, loyale Zugeständnisse für die Idee des Friedens und des kollektiven Aufbaues zu gewinnen. Das ist ein gefährlicher Irrtum, der seinen Grund in einer völlig verschiedenen Denkungsweise des demokratischen und des faschistischen Staatsgeistes hat. Demokratie und Faschismus wohnen gleichsam auf verschiedenen Sternen, oder besser gesagt: sie leben in verschiedenen Zeitaltern. Das Welt- und Geschichtsbild des Faschismus ist ein absoluter, von Moral und Vernunft völlig freier und ihnen fremder Dynamismus, dessen Forderungen nicht mit Zugeständnissen zu befriedigen und zur Ruhe zu bringen, sondern durchaus uferlos, unbestimmbar und ohne Grenzen sind. Die Gedanken der Demokratie und des Faschismus müssen einander darum verfehlen, weil dieser in der Vorstellung von Macht und Hegemonie als Ziel und Inbegriff der Politik tief und unbedingt verfangen ist — zu einem Zeitpunkt, wo jene sich für Macht und Hegemonie, ja für Politik als Mittel dazu gar nicht mehr interessiert, *sondern für den Frieden*. Es ist ein Konflikt des Mißverständnisses, der sogar viel historische Komik birgt, aber zweifellos für die Demokratie vitale Gefahren mit sich bringt. So gewiß es uns sein mag, daß sie, die

den Gedanken der Machtpolitik hinter sich gelassen und sozusagen den Frieden entdeckt hat, die höhere, spätere, neuere Entwicklungsstufe des Geistes und der Moral repräsentiert, so überzeugt ist der Faschismus von seiner eigenen Lebendigkeit und Zukünftigkeit und von der Rückständigkeit, Abgelebtheit, historischen Hinfälligkeit der Demokratie, und in jedem Entgegenkommen, jeder Nachgiebigkeit gegen seine Forderungen wird er immer nur ein Zeichen der Schwäche, der Resignation und der epochalen Abdankung sehen. Was insbesondere Deutschland betrifft, so ist es für eine verständnisvolle Würdigung seiner Ansprüche zu spät und zu früh. Entgegenkommen gegen Deutschland war an der Zeit, als der Nationalsozialismus noch nicht die Macht ergriffen hatte und es die friedenswillige deutsche Republik zu stützen und vor ihm zu bewahren gegolten hätte. Entgegenkommen wird wieder an der Zeit sein nach Hitlers Fall. Gegenwärtig aber bedeutet jede Erfüllung deutscher Ansprüche einen grausamen und entmutigenden Schlag gegen die auf Freiheit und Frieden gerichteten Kräfte im deutschen Volk; und da deutsche Forderungen im Munde des Nationalsozialismus niemals dem Frieden, sondern ausschließlich der Machterhöhung und der Verbesserung der Kriegsaussichten gelten, so dient man mit ihrer Erfüllung nicht dem Frieden, sondern dem Krieg.

Es ist notwendig, daß die Demokratie dies begreife. Sie muß auch verstehen, welche Vorteile dem Faschismus ein Weltzustand bietet, in welchem die Grenzen zwischen Krieg und Frieden sich verwischt haben und weder der eine noch ausgesprochen der andere herrscht: es fehlt viel, daß von Frieden die Rede sein könnte, aber eine Kriegserklärung ist nicht ergangen, man führt einen inoffiziellen und undeklarierten Krieg, führt ihn zur Probe auf entlegenen Schauplätzen und mit beschränkten Mitteln, während man die großen Kriegsapparate noch schon — eine zweideutige oder doch nicht voll eindeutige Situation, die der Faschismus erfunden hat und in der er sich außerordentlich behagt. Es ist wahrscheinlich, daß er sie dem wirklichen, dem großen und offenen Krieg so lange wie mög-

lich vorziehen wird, denn dieser würde den starken Anteil, den Lüge und Vortäuschung an seinem ›totalen Staate‹ haben, rasch augenfällig werden lassen, die niedergehaltenen Kräfte menschlicher Freiheit würden durch den ersten Rückschlag, den die Tyrannei erlitt, unfehlbar entbunden werden: Darum scheut der Faschismus den Krieg, zu dem er erzieht und dessen pazifistische Gegner er dem Henkerbeil überliefert. Er zweifelt im Grunde sehr daran, daß seine ›Volksgemeinschaft‹ die Feuerprobe des Krieges, wenn er nur einige Zeit dauert, bestehen würde; — wir haben die verräterische Allokution gehört, in der ein deutscher Oberpolizist von den drei Fronten sprach, an denen der zukünftige Krieg werde geführt werden müssen: der auf der Erde, der in der Luft und der *im Inneren des Landes*. Das ist klar gesprochen. Der Faschismus gibt zu, daß er im Kriege nicht zuletzt mit dem eigenen Volk und Land zu tun haben wird; daß er keineswegs sicher ist, dieses werde gar weit mit ihm durch dick und dünn gehen; daß vielmehr für ihn der äußere Krieg fast sofort auch der Bürgerkrieg wäre. Kein Wunder, daß er diesem Wagnis den Frieden oder vielmehr den Mittelzustand zwischen Krieg und Frieden vorzieht, der seine Erfindung ist und der ihm erlaubt, den inneren und äußeren Bluff, die Erpressung der demokratischen Friedensliebe sicherer fortzusetzen und vielleicht ohne eigentlichen Krieg zu seinen Machtzielen zu gelangen; — besonders wenn er den Zeitgewinn zu einer Art von Politik benutzt, vor der die Demokratie sich so gut wie wehrlos erweist, — aus menschlich sympathischen Gründen, wie man zugeben muß, einfach, weil ihre Kinderstube ihr nicht erlaubt, ihr ein Gleiches an Skrupellosigkeit entgegenzusetzen. Es ist eine Politik der Hintertreppe, des Schundromans und des Verbrechens, — höchst ekelhaft zu betrachten und ein Zeugnis dafür, wohin es mit der Politik kommt, wenn der Wille des Weltgeistes eigentlich schon über sie hinaus ist und nur noch rückständiger- und anachronistischerweise ›Politik‹ getrieben wird. Mord, Bestechung, korrupte Intrigen spielen eine Hauptrolle darin, Mittel von hemmungsloser Niedrigkeit, aber auch von vorläufiger Wirksamkeit ohne

Zweifel, wenn der Gegner aus seelischen Gründen gezwungen ist, sie mit gekreuzten Armen walten zu lassen.

Ich schildere einen Zustand, meine Damen und Herren, welcher den Sieg der Demokratie, an den wir glauben, schmerzlich verzögern, ihm schwere historische Niederlagen in den Weg legen kann, wenn die Demokratie sich nicht klare Rechenschaft von ihm gibt und nicht alle ihre eingeborenen Hilfsmittel an Lebens- und Erneuerungskräften anbietet, ihm zu begegnen. Ich sage mit einfachen Worten, was not tut. Es ist eine *Reform der Freiheit*, die etwas anderes aus ihr macht, als was sie zur Zeit unserer Väter und Großväter, in der Epoche des bürgerlichen Liberalismus, war und sein durfte, etwas anderes als ›Laissez-faire, laissez-aller‹, denn damit kann sie nicht bestehen, sie kommt damit nicht mehr aus. Die Reform, die ich meine, muß eine soziale Reform, eine Reform sozialen Sinnes sein: nur durch eine solche kann die Demokratie dem Faschismus und auch dem Bolschewismus den Wind aus den Segeln nehmen, kann sie der Diktatur den bloß zeitlichen und stark lügenhaften, aber werbekräftigen Jugendlichkeitsvorsprung abgewinnen. Und zwar muß diese soziale Reform der geistigen sowohl wie der ökonomischen Freiheit gelten. In beiden Beziehungen sind die Zeiten des Manchestertums und des passiven Liberalismus vorüber. Der Liberalismus ist der Freiheit ausgetrieben worden — mit Skorpionen hat man ihn ihr ausgetrieben. Sie hat gelernt. Humanität wird nicht länger eine Duldsamkeit bedeuten, die sich auf alles erstreckt — auch auf die Entschlossenheit, der Humanität den Garaus zu machen. Aug' in Auge mit dem Fanatismus selbst ist eine Freiheit, die aus lauter Güte und humaner Skepsis nicht mehr an sich selber glaubt, verloren. Nicht eine Humanität der Schwäche und der selbstbezweifelnden Duldsamkeit ist es, die heute der Freiheit not tut — damit nimmt sie sich erbärmlich und gottverlassen aus angesichts eines Gewaltglaubens, der von keines Gedankens Blässe im mindesten angekränkelt ist. Was not tut, ist eine Humanität des Willens und der kämpferischen Entschlossenheit zur Selbsterhaltung. Die Freiheit muß ihre Männlich-

keit entdecken, sie muß lernen, im Harnisch zu gehen und sich gegen ihre Todfeinde zu wehren, muß endlich, nach bittersten Erfahrungen, begreifen, daß sie mit einem Pazifismus, der eingesteht, den Krieg *um keinen Preis* zu wollen, den Krieg herbeiführt statt ihn zu bannen.

Soviel von der geistigen Reform der Freiheit. Was ihre Erneuerung von der ökonomischen Seite her betrifft, so ist zu sagen, was jeder weiß: daß ihr sittlicher Makel und Nachteil, welcher es dem Faschismus sogar gestattet, sich ihr gegenüber ›idealistisch‹ aufzuspielen, die Geldherrschaft ist, die sie zeitigt und die durch die bürgerliche Revolution als das Modernere, aber nicht Edlere, an die Stelle der feudalen Vorrechte und Ungleichheiten gesetzt wurde. Will die Demokratie ihre unzweifelhafte moralische Überlegenheit über den Faschismus historisch wirksam machen und seinem Pseudo-Sozialismus ein Paroli bieten, so muß sie im Ökonomischen ebenso wie im Geistigen von sozialistischer Moral das zeitlich Gebotene und Unentbehrliche in sich aufnehmen. Hier ebenfalls muß die Freiheit sich durch soziale Disziplin ergänzen; sie muß die bürgerliche Revolution aus dem Politischen ins Wirtschaftliche fortentwickeln in der Erkenntnis, daß Gerechtigkeit die herrschende Idee der Epoche, ihre Verwirklichung, soweit sie in Menschenkräften steht, eine Angelegenheit des Weltgewissens geworden ist, deren man sich nicht entschlagen, über die man nicht hinwegleben kann. Es ist lächerlich genug, zu sehen, wie heute der General der spanischen Reaktion, Franco, dem Volke, das sich verzweifelt seiner Revolte erwehrt, sozialistische Versprechungen macht; denn wozu das ganze im Auftrage des Feudalismus, des Kapitals und des Auslandes begonnene Unternehmen, wozu der Bürgerkrieg, wenn es nun auf Sozialismus hinauslaufen soll? Man weiß natürlich, wie das Wort gemeint ist: im faschistischen Sinn. Der brave Volksfeind hat sich nie träumen lassen, daß er es je in den Mund nehmen werde; aber seine deutschen und italienischen Ratgeber, die sich auf faschistische Propaganda verstehen, haben ihm gesagt, daß es ohne das heute nicht geht. Eben dies aber zeigt, welchen

beherrschenden Rang der Zeitgeist dem sozialen Gedanken zuweist. Jeder, der es als großes menschliches Unglück empfindet, wenn im historischen Ringen der Weltanschauungen die Demokratie aus Mangel an Angepaßtheit versagte, muß wünschen, wie man das Notwendige wünscht, daß sie, im Ökonomischen wie im Geistigen, aus einer liberalen zur *sozialen Demokratie* werde.

Schreckt diese Forderung ab durch das Revolutionäre ihres Klanges? Aber er ist sehr relativ zu verstehen, dieser Revolutionarismus, er ist in Wirklichkeit konservativen Sinnes, denn er zielt ab auf die Erhaltung der abendländischen Kulturtradition, auf ihre Verteidigung gegen die Barbarei und das politische Amokläufertum aller Art. Ich nenne Franklin D. Roosevelt einen konservativen Staatsmann eben des sozialen Einschlages wegen, den bei ihm die Demokratie gewinnt und mit dem er, ein wahrer Freund und aufrichtiger Diener der Freiheit auch da, wo er sie sozialistisch bedingt und regelt, dem Faschismus sowohl wie dem Bolschewismus den Wind aus den Segeln nimmt. Aus demselben Grund nenne ich die Bestrebungen der französischen Volksfront so und stimme darin überein mit konservativen Politikern wie dem katholischen Deputierten Le Grand-Maison, einem Royalisten oben drein, der heute als eine der bedeutendsten Erscheinungen der französischen Kammer gilt. »Hoffen wir«, rief er vor kurzem, »daß bald der Tag anbricht, an dem die Franzosen sich ohne Unterschied ihres sozialen Ursprungs auf neuer Grundlage zusammenfinden und im Interesse Frankreichs und der Freiheit das vollführen, was die einen Strukturreform nennen und was ich selbst eine friedliche Revolution nennen will. *Wir haben nicht die Pflicht, eine unmenschliche soziale Ordnung zu konservieren*, sondern wir müssen im Gegenteil alle darauf hinarbeiten, daß eine humanere Ordnung an ihre Stelle tritt, die die wahre Hierarchie der Werte aufbaut, das Geld in den Dienst der Produktion stellt, die Produktion in den Dienst des Menschen und den Menschen selbst in den Dienst eines Ideals, das dem Leben einen Sinn gibt.« – Diese Worte eines christlich-

konservativen Vertreters des in sozialen Dingen feinfühligsten Landes der Erde sind neu, sie sind das Neue. Das Neue in der Welt ist das, was die politische Jugend Frankreichs den »Ökonomischen Humanismus« nennt. »Das Neue in der Welt«, so hat der Belgier Vandervelde dem Condottiere des Palazzo Venezia kürzlich geantwortet, als er wieder einmal prophezeit hatte, Europa werde morgen faschistisch sein, – »das eigentlich und wirklich Neue in der Welt ist die soziale Demokratie.«

Das ist die Wahrheit. Es ist die Wahrheit, welche die aus den Reserven ihrer Zeitlosigkeit verjüngte Freiheit dem präherischen Jugendlichkeitsanspruch der Diktatur entgegensetzt. Die soziale Erneuerung der Demokratie ist *Bedingung* und *Gewähr* ihres Sieges. Sie wird die »Volksgemeinschaft« schaffen, welche sich dem Lügengebilde, das der Faschismus so nennt, im Frieden schon und, wenn es sein muß, auch im Kriege weit überlegen erweisen wird. In ihr ist die Gemeinschaft schon lebendig, die das *Ziel aller Politik* ist und sie endlich aufheben soll: die Gemeinschaft der Völker.

[ZUR GRÜNDUNG DER »AMERICAN
GUILD FOR GERMAN CULTURAL FREEDOM«
UND DER »DEUTSCHEN AKADEMIE«]

Meine Damen und Herren,

es wurde mir neulich die Freude zuteil, bei dem Bankett der New School for Social Research in einer kleinen Tischrede meiner herzlichen Sympathie für diese hochherzig und schön gedachte Gründung Ausdruck zu geben und der University in Exile meine aufrichtigen Wünsche für ihr Gedeihen darzubringen. Das ist aber nicht der einzige Anlaß, aus dem ich diesmal nach Amerika gekommen bin. Ich bin glücklich, daß sich mir Gelegenheit bietet, für ein anderes, mit jenem ersten in nahen

Meine Damen und Herren,

die moderne Demokratie ist historisch nichts weiter als die Herrschaftsform des Bürgertums, des tiers-état, welcher auf den Trümmern des Feudalismus sein merkantiles und industrielles Weltreich errichtet. Revolutionär durchgesetzt gegen die alten Mächte der Ungleichheit, der Bevorrechtung und der geistigen wie materiellen Unterdrückung mit den Mächten der Aufklärung und der als göttlich-wohlthätig empfundenen, Fesseln und Vorurteile sprengenden Vernunft, ist dieses Weltreich ein Reich der Freiheit, zugleich aber ein Reich des Friedens, des Fleißes, des Nutzens und des Wohlstandes. »Nach der welt-historischen Epoche des Krieges«, schreibt Benjamin Constant im Jahre 1813, also gegen Ende der napoleonischen Epopöe, zwischen der großen Französischen Revolution und der Pariser Juli-Revolution von 1830, »nach der Epoche des Krieges sind wir zu der des Handels gelangt; jener ist der barbarische Antrieb, dieser der zivilisierte Kalkül; die neueren Nationen bezwecken nur Ruhe und nebst dieser Wohlhabenheit, deren Quelle die Industrie.« — Es ist merkwürdig genug, wie in dieser Äußerung des französischen Novellisten und politischen Moralisten das sensitive Amt des Schriftstellers sich offenbart, den Willen der Zeit zu erspüren und zu bezeichnen, Veränderungen und Übergänge des seelischen, sittlichen, gesellschaftlichen Lebens mit einer Bestimmtheit, die das Ergebnis verschärfter Wahrnehmungsgabe und Nerven-Reaktion ist, zu registrieren, selbst wenn die äußeren Umstände sie für das weniger durchdringende Auge so schwer erkennbar machen, wie sie es damals taten. Es war kühn, zwischen Moskau und Waterloo die Epoche des Krieges für abgelöst zu erklären durch die des Handels und der rationalen Wohlfahrt; und doch war die Beobachtung ins Große und Wesentliche gerechnet zutreffend, zumal es ja die Funktion der napoleonischen Kriege war,

die Revolution und ihre bürgerlichen Ideen über Europa zu verbreiten.

Auch stand der Verfasser des ›Adolphe‹ nicht allein mit seinem Zeitgefühl. Ein anderer französischer Gesellschaftskritiker bemerkte um dieselbe Zeit, wie »nunmehr Geld, Städte, Geist und Handel an die Stelle der liegenden Güter, der Schlösser und der Waffenhre getreten seien«: daran erkenne man die neue gesellschaftliche Ordnung, die schon in den Rat der Monarchen gedungen sei und von da auf das Volk zurückwirke. — Man kann den Wandel der Zeit aus dem Feudalen ins Bürgerliche und Demokratische nicht einfacher und befriedigender definieren. Was damals aus aktuellem Erleben heraus kritisch konstatiert wurde, entspricht genau unserem Gefühl, wenn wir den neuen Gesellschaftsgeist, das Wesen der Demokratie historisch zu bestimmen suchen. Die Veränderung wurde überall stark empfunden und beschäftigte, sei es im Sinn der Klage oder der hoffnungsvollen Zustimmung, jeden lebendig beobachtenden Geist. Heinrich Heine, in seiner ambivalenten, halb bejahenden und halb ironisierenden Art, schrieb im Jahre 1832 aus Paris: »Beim Ausbruche der Cholera versammelte die gute Königin ihre Freunde und Diener und verteilte unter ihnen Leibbinden von Flanell, die sie meistens selbst verfertigt hatte. Die Sitten der alten Chevalerie sind nicht erloschen; sie sind nur ins Bürgerliche umgewandelt; hohe Damen versehen ihre Kämpen jetzt mit minder poetischen, aber gesünderen Schärpen. Wir leben ja nicht mehr in den alten Helm- und Harnischzeiten des kriegerischen Rittertums, sondern in der friedlichen Bürgerzeit der warmen Leibbinden und Unterjacken; wir leben nicht mehr im eisernen Zeitalter, sondern im flanellenen.« — Da haben wir den etwas schadenfrohen Spott eines ironischen Dichters, der der frommen Generosität der alten Zeiten im geheimen ein wenig nachtrauert, über den nüchternen Nützlichkeitsgeist der neuen Zeit, zu der er sich übrigens, wenn es ernst wurde, als ein Kämpfer für bürgerliche Freiheit, als Parteigänger der Vernunft und Verfechter von Menschenheitsrechten ganz ohne Ironie bekannte.

Das Verhältnis Goethe's, der aus dem achtzehnten Jahrhundert ein gutes und entscheidendes Stück ins neunzehnte hinüberlebte und erschütterter Zuschauer der staatlichen Umwälzungen war, in denen die politischen Formen sich den veränderten sittlich-gesellschaftlichen Verhältnissen stoßweise anpaßten, — sein Verhalten zur siegenden Demokratie, zwispältig seinem Format gemäß auf eine tiefere und mächtigere Weise als bei Heine, ist vom höchsten persönlichen und sachlichen Interesse. Schwere, sein Alter trübende Kultur-Besorgnisse knüpfen sich ihm an das Zeitalter der Verkehrsfazilitäten, der Geldherrschaft und der Massen, das er heraufkommen sieht; aber sein Wirklichkeitssinn, sein Instinkt, auf der Höhe des Lebens zu bleiben, aufzunehmen und bis zum letzten Augenblick alles in sein Riesenwerk einzubeziehen, waren stärker oder doch ebenso stark, und jedermann kennt die Huldigung, die er der ›neuen Welt‹ — um diesen Ausdruck nach seinem geographisch-gesellschaftlichen Doppelsinn zu gebrauchen — dargebracht hat in den Versen:

Amerika, du hast es besser
Als unser Kontinent, der alte!
Hast keine verfallenen Schlösser
Und keine Basalte.

Auf Amerika waren überhaupt die Augen des Achtzigjährigen gerichtet, das zeigen die späten Teile des ›Wilhelm Meister‹, und großartig war die immer lebensbegierig ausspähende Anteilnahme des Greises an utopisch-welttechnischen Fragen, seine Begeisterung für Projekte wie den Durchstich der Landenge von Panama, wovon er mit einer Eindringlichkeit und Ausführlichkeit spricht, als sei es ihm wichtiger als all' Poesie, und das war es zuletzt in der Tat. Die hoffnungsvolle Freude am Technisch-Zivilisatorischen und Verkehrssteigernden kann nicht wundernehmen bei dem Dichter des letzten ›Faust‹, der seinen höchsten Augenblick in der Verwirklichung eines utilitaristischen Traumes, der Trockenlegung eines Sumpfes erlebt, — ein eigentümlicher Affront gegen das einseitig schöngeistig-

philosophische Interesse der damaligen deutschen Öffentlichkeit. Er, der alte Dichter, ergeht sich in der Erörterung von Möglichkeiten, den mexikanischen Meerbusen mit dem Stillen Ozean zu verbinden und der unberechenbaren Ergebnisse solcher Unternehmens. Er rät den Vereinigten Staaten von Amerika, die Sache anzugreifen, und phantasiert von den blühenden Handelsstädten, die an dieser Küste des Pazifik nach und nach entstehen müßten. Er konnte dies alles kaum erwarten, dies und die Verbindung von Donau und Rhein, die freilich ein über alles Hoffen riesenhaftes Unternehmen sein würde, und etwas Drittes, ganz Großes: den Kanal von Suez für die Engländer. »Dies alles noch zu sehen«, ruft er, »würde es wohl lohnen, noch fünfzig Jahre auf Erden auszuhalten!« Und dieser Zug ins Nützlich-Weite und Weltverbindende, ein Zug der Zeit, ein demokratischer Zug, findet einen anderen Ausdruck in gewissen Übertragungen liberal-ökonomischer Grundsätze auf das geistige Leben, so, wenn der alte Goethe von einem »Freihandel der Begriffe und Gefühle« spricht oder wenn er erklärt, an Nationalliteratur sei nicht mehr viel gelegen, eine Weltliteratur sei an der Tagesordnung.

Ich will aber eine Briefstelle des Faust-Dichters anführen, die mir kürzlich aufstieß und worin sich mir Geist und Wesen dessen, was wir ›Demokratie‹ nennen, und die wohlwollende innere Bereitwilligkeit des seinem Ende schon nahen Dichters dazu besonders klar und vollständig auszusprechen scheint. Ein guter Bekannter hatte auf seinen Wunsch Zeichnungen von seinem kürzlich erworbenen Landsitz anfertigen lassen und sie Goethe geschickt. Dieser schreibt ihm Dezember 1831: »Ich mag nun also diese abgebildete Gegend hin und wider in ihrer höchst verständigen, und ich darf wohl sagen, vernünftigen Lage betrachten, so erquickt mich die Hoffnung, daß die liebe Natur auch zur Vernunft gekommen sei und alle jene verrückten fieberhaften Erschütterungen für immer aufgegeben habe, damit sowohl die umschauende umsichtige Schönhöhe als das daran sich schließende Wohlhaben für ewige Zeiten gesichert sei und, mitten unter den problematischen Ruinen der

Vorzeit, Ihnen und Ihren Nachfahren fest und beruhigt verharren, auch das Reelle, Faßliche, Nützliche, wie es in diesen Bildern vor uns liegt, immerfort unverkümmert zur Freude gedeihen möge.« – Ich glaube, es gibt im ganzen Bereich der Sprache keine Wortfügung, die unserem Gefühl, was eigentlich unter ›Demokratie‹ und weiter unter ›Zivilisation‹ im historischen und über-historischen Sinn zu verstehen sei, genaueren Ausdruck gibt. Das Reelle, Faßliche, Nützliche; die »umsichtige Schönhöhe«, an die sich gesichertes Wohlhaben schließt; die »problematischen« Ruinen der Vorzeit im Hintergrund, die an die verfallenen Schlösser und die Basalte der Amerika-Anrede erinnern; dazu die Vermenschlichung der Natur, die nicht nur als bezwungen und nutzbar gemacht, sondern als von sich aus zur Vernunft gekommen und zu einem friedlichen, dienlichen Verhalten gewillt vorgestellt wird: das Bild ist vollständig, und man muß die Lebenswilligkeit eines noch in so anderer Weltverfassung groß gewordenen Geistes bewundern, der von dem neuen Wesen nur angerührt zu werden braucht, um es in Worten an- und auszusprechen, in denen Sensibilität und Sympathie fast nicht zu unterscheiden sind.

Was aus diesen Worten spricht, ist *Hoffnung* – eine Hoffnung auf Menschenglück und -frieden, die ans Utopische grenzt und einem überraschenden Zugeständnis des im Grunde kultur-pessimistischen alten Dichters an den Zeitgeist gleichkommt. Denn Hoffnung, ja Utopismus ist wirklich ein Wesensmerkmal der jungen Demokratie, die auf die eigentümlichste Weise Industrialismus und Menschheitsenthusiasmus, Nüchternheit mit dem Glauben an ein bevorstehendes Goldenes Zeitalter verknüpft. »L'âge d'or«, lautet ein Wort aus der französischen sozial-prophetischen Literatur jener Zeit, »qu'une aveugle tradition a placé jusqu'ici dans le passé, est devant nous!« »Das goldene Zeitalter, das eine blinde Überlieferung bis jetzt in die Vergangenheit verlegt hat, liegt vor uns!« Dieser Glaube ist die seelische Frucht eines von Klerikalismus und Feudalgewalt nicht länger gefesselten stürmischen Fortschritts in Naturerkenntnis und Naturbeherrschung, vereinigender

Technik und Reichtum bringenden Gewerbefleißes. Er ist stark moralisch, ja religiös gebunden, dieser Glaube; bei soviel Materialismus und Utilitätssinn weist er die entschiedensten Merkmale der Geistigkeit auf. »Geld, Städte, Geist und Handel«: »Geist« ist das ›dritte Wort‹, und er spielt keine geringe Rolle in dem Komplex.

Daß nach dem Ableben der auf dem alten Kriegswesen und dem Kirchenglauben beruhenden Institutionen die Gesellschaft auf die beiden neuen Gewalten der *Wissenschaft* und *Industrie* basiert werden müsse, daß Gelehrte und Gewerbefleißige sich fortan in die Regentschaft der Welt zu teilen hätten, ist die allgemeine Überzeugung. Heine vertritt sie voller Temperament in seinen ›Französischen Zuständen‹, unter dem deutlichen Einfluß des sozial-religiösen Sektenstifters Saint-Simon, der 1825 seine ›Opinions littéraires, philosophiques et industrielles‹ veröffentlicht hatte. Ein anderes von Saint-Simons Büchern heißt höchst charakteristischerweise: ›Nouveau Christianisme‹. Sein Schüler Dunoyer schreibt ›De la morale et de l'industrie‹, und diese Verbindung der Industrie mit der *Moral* ist noch kennzeichnender und häufiger als die von Industrie und Wissenschaft. Zusammen mit Auguste Comte gibt derselbe Dunoyer den ›Producteur‹ heraus, ein Periodikum, das »durch Förderung des Assoziationsgeistes die Menschheit in Wissenschaften, Moral und Industrie weiterbringen soll«. Es ist ein gerade heute fast überwältigend rührend und auch beschämend anmutendes Menschheitswohlwollen und Vertrauen, gerichtet auf die ›Association Universelle‹, die allgemeine Vereinigung zur rationalen Bewirtschaftung der Natur, zum Glück und zum Reichtum; ein zwar irdisch gesinnter und verpflichteter, aber sehr religiös fundierter und geistig orientierter Fortschritts-Utopismus, in dem Materialistisch-Sensualistisches sich mit Moralischem mischt, beherrscht von den Ideen Friede, Arbeit, Gemeinschaft, Wohlstand.

Gemeint ist nicht sowohl der individuelle und egoistische, als vielmehr der allgemeine, gesellschaftliche Wohlstand, das eben ist das Moralische. Moral und Gesellschaftlichkeit sind

Synonyme in dieser Sphäre; Moral ist Gesellschaftsgeist, kaum etwas außerdem; und unmerklich, ohne Bruch, und als verstehe es sich von selbst, sehen wir hier, in der ersten gedanklichen Blütezeit der Demokratie, das Demokratische ins Sozialistische übergehen. Es ist außerordentlich merkwürdig und lehrreich, dies offenbar geistig notwendige Hinüberspielen demokratischer Moral in eine sozialistische in der Altersdichtung Goethe's zu beobachten, das Wetterleuchten kollektivistischer Prophetie in den ›Wanderjahren‹, wo es sich am Ende um eine Selbstüberwindung der individualistischen Humanität und des Kulturbegriffs handelt, den Goethe selbst in erster Linie geschaffen und geprägt hatte. Tatsächlich wird hier das Ideal privatemenschlicher Höchstausbildung, Höchststeigerung und Allseitigkeit preisgegeben und ein Zeitalter der Einseitigkeiten proklamiert. Das Ungenügen am Individuum ist da: Erst sämtliche Menschen vollenden das Menschliche, der einzelne wird Funktion, der Begriff der Gemeinschaft tritt hervor, der Kommunität; und den Geist der Pädagogischen Provinz, musisch durchheitert wie er ist, kann man ebensogut jesuitisch-militaristisch wie sozialistisch nennen.

Auch im Saint-Simonismus hat das Individuum nur insofern einen Wert, als es beiträgt zur Verbesserung des Loses der vielen, der Allgemeinheit, in der es aufgehen soll. Den alten Goethe hat seine aufmerksame Zeit-Sensibilität und -Rezeptivität nicht davor bewahrt, von dem jungen französischen Sozialismus als Egoist, Indifferentist und als Geist »sans but sympathique« verschrien zu werden, eben weil er im Geistigen ein so mächtiges Individuum war wie im Wirtschaftlichen und Sozialen der Typus des ›königlichen Kaufmanns‹, den die Demokratie gezeitigt hatte, die Figur des aus dem Dritten Stande hervorgegangenen Industrie-Königs, des großen Geldmachers und Konquistadoren des Kapitals, die um 1830 die Einbildungskraft der Menschen der alten und neuen Welt beschäftigte. Es ist der plutokratische Zug der Demokratie, die materialistische Geldherrschaft, die sie hervorbringt und die durch die bürgerliche Revolution als das Modernere, aber nicht Edlere an die

Stelle der feudalen Vorrechte und Ungleichheiten gesetzt wurde, was der junge Sozialismus, dieser ehrfurchtsvoll und gläubig bewundernde Sohn der Demokratie, als ihren sittlichen Makel und Mangel empfindet. Kein Wunder denn, daß er mit der radikalen Forderung der Abschaffung des Erbrechts hervortritt und damit der Demokratie die Krone aufzusetzen meint. Diese Forderung mag Unkenntnis der menschlichen Natur verraten, aber sie ist sehr alt. Schon Plato hat in seinem Buch vom Staat, das im ganzen nichts anderes als eine sozialistische Utopie ist, die Beseitigung des persönlichen Eigentums und der Familie verlangt. Es wird allezeit Ungleichheit geben, so lautet die saint-simonistische Lehre, aber es soll keine mehr geben, die nicht von Gott selbst gewollt ist. Das Erbrecht ist es, das Reiche und Arme, Gebildete und Unwissende, ja Gute und Böse schafft. Man beseitige es, und es wird dem Zufall verwehrt sein, die Produktionsmittel in die Hände der Faulen und Unfähigen zu spielen. Jedem nach seinen Fähigkeiten; jeder Fähigkeit nach ihren Werken: das ist die Formel der Gerechtigkeit, und der junge Sozialismus von 1830 ist überzeugt, daß sie dem ursprünglichen Willen Gottes entspricht. Sein Denken und Wollen ist zweifellos religiös bestimmt, ja er ist von den Zeitgenossen selbst als eine Religion, als »la religion Saint-Simonienne« bezeichnet worden. »Die Religion«, erklärt Saint-Simon, »soll die Gesellschaft dem großen Ziel der möglichst schnellen Verbesserung des Loses der zahlreichsten Klasse entgegenführen.« Das ist christlich empfunden; aber es ist ein entwickeltes, vom Dogma gelöstes und der Erde, dem Gemeinschaftsleben zugewandtes Christentum, ein christlicher Humanismus, der in der Menschheit la fille de Dieu, die Tochter Gottes, sieht und ihre Zukunft glänzend wünscht. Der Mensch soll weder, nach heidnischer Art, nur sein physisches, noch, wie im asketischen Christentum, sein geistiges Leben berücksichtigen und fördern, sondern beide vereint. Er ist hienieden nicht bloß ein Reisender und Fremdling oder ein gefallener Engel, der seine Augen nur auf das Jenseits zu richten hätte, sondern er ist mit dem Beruf auf die Erde gekommen, das Werk allmählicher Vervollkomm-

nung aller Dinge zu vollenden. Notwendig ist die Reorganisation des gesamten Weltwesens, aber sie ist der dank der Arbeit des einzelnen fortschreitenden *Zeit* zu überlassen.

Es wäre auch heute unmöglich, die Idee eines christlichen Sozialismus oder sozialen Humanismus präziser zu bestimmen, als es damals geschah. Vor allem äußert sich die klare und richtige Einsicht in die Unabhängigkeit abendländisch-christlicher Sittlichkeit von Kirche und Dogma, das heißt: in die Vergeistigungsfähigkeit des Christentums, die seinen ungeheuren Vorzug vor den Religionen der alten Naturvölker bildet. Im antiken Rom, heißt es in Schriften damaliger Zeit, brachte der Verfall der Staatsreligion und des Pontifikalismus eine moralische Anarchie, ein Durcheinander widersprechender und haltloser Strebungen und Weltbilder hervor, der zum Untergang führte. Die alten Naturvölker und ihre Staaten gingen wirklich zugrunde, weil Religion und Politik unlösbar eins und jene wesentlich an feste Priesterschaften gebunden war. Den christlichen Völkern dagegen ist statt des Untergangs die *Metamorphose* gewährt, denn dem Christentum ist Vergeistigung eingeboren, es treibt selbst zu ihr hin und stirbt nicht zugleich mit seinen dogmatischen und pontifikalischen Formen, sondern bleibt Lebensgeist der Völker, und während es das Staats- und Kulturleben läutert, wird es umgekehrt durch sie wieder zur Selbstverklärung angeregt.

Man muß sagen: diese Einsicht in die Unsterblichkeit des Christentums, beruhend auf seiner Vergeistigungsfähigkeit, die es befähigt, seine kirchlichen Formen zu überleben und unabhängig von ihnen Lebensgeist und -grund der abendländischen Gesittung zu bleiben, ist ein großes Verdienst des jungen, aus der bürgerlichen Demokratie geborenen Sozialismus vom Anfang des neunzehnten Jahrhunderts und von stärkster Aktualität für uns Heutige, für die scheinbar das Christentum mit in die Krise der Demokratie hineingerissen wird, die wir erleben. Das hat seine Logik, denn Demokratie und Christentum sind eng verbunden, sie sind in dem Grade solidarisch, daß man die Demokratie die politische Ausprägung christlichen

Lebensgefühls nennen kann; und unter ihrem Namen verteidigen wir nichts anderes als die sittliche Grundlage abendländischen Lebens, die geistige Einheit unseres Kulturkreises. Aber die Demokratie selbst, als Freiheitsbewegung, ist ja im emanzipatorischen Kampf gegen einen niederhaltenden Klerikalismus groß geworden, was sie nicht gehindert hat, als neue Form abendländischen Völker- und Gesellschaftslebens im Christentum verwurzelt zu bleiben. Nicht sie ist es, die auf der Erhaltung kirchlich-pontifikalischer Formen des Christentums besteht, wenn sie sich als überlebt und hinderlich erweisen. Sie selbst ist Beispiel und Beweis für die Geistigkeit und Sublimierungsfähigkeit des Christentums, welche für die von ihr bestimmten nach-antiken Staatsvölker an die Stelle des Todes die Wandlung setzt; und aus der innigen Verbundenheit von Demokratie und Christentum ist nicht zu folgern, daß sie zusammen untergehen, sondern daß sie zusammen leben werden.

Das frühzeitige Hinauswachsen eines religiös-gefärbten Sozialismus aus der kaum installierten bürgerlichen Demokratie bezeugt ihren inneren Zusammenhang, ihre gemeinsame Wurzel, und diese Wurzel, dieser gemeinsame Lebensgrund ist das Christentum. Daß auch ein Widerspruch und Gegensatz zwischen ihnen besteht, ist unleugbar: der Gegensatz von Demokratie und Sozialismus ist der von *Freiheit* und *Gleichheit* — ein logischer Widerspruch ohne Zweifel, denn logisch und absolut genommen schließen Freiheit und Gleichheit einander aus, wie Individuum und Gesellschaft einander ausschließen. Freiheit ist die Forderung des Individuums, Gleichheit aber eine gesellschaftliche Forderung; und gesellschaftliche Gleichheit schränkt selbstverständlich die Freiheit des Individuums ein. Für das gesellschaftlich lebende Individuum — und existiert denn ein anderes? — gibt es Freiheit nur im Sinne der freiwilligen Subordination und Einordnung, als *Verzicht* auf Freiheit also im Grunde, aus der Einsicht, daß die Gesellschaft auf Gleichheit gegründet ist und mit dieser Freiheit des einzelnen sich nur mangelhaft verträgt. Aber die Logik, dies Beispiel zeigt es am besten, hat keine letzte und oberste Lebensgültigkeit,

und für das Gefühl des Menschen, für sein sittliches Bedürfnis bilden Freiheit und Gleichheit tatsächlich keinen Widerspruch. Mit etwas verschiedener Akzentverteilung schließen Demokratie und Sozialismus beide Strebungen ein, denn der Gegensatz zwischen ihnen hebt sich auf in dem, was sie beide überwölbt und bindet, dem Christentum.

Auch die christliche Humanität schon vereinigt in sich das individualistische und das soziale Prinzip auf eine gefühlsmäßig unangreifbare und natürliche Weise: Wert und Würde, die sie dem Einzelwesen, der gottesunmittelbaren Menschenseele beimißt, widersprechen nicht der Gleichheit aller vor Gott, die sie behauptet, nicht der sozialen Liebe, die eine Vorliebe ist und sich als Caritas vornehmlich dorthin wendet, wo Liebe am nötigsten ist: zu den vielen, der zahlreichsten Klasse, den Armen, Enterbten und Bedrückten. Es ist die Forderung und das Statut des *Menschenrechtes*, dies christliche Erbe der großen bürgerlichen Revolution, worin beide Prinzipien, das individualistische und das soziale, Freiheit und Gleichheit sich vereinigen und einander wechselseitig rechtfertigen. In der Demokratie prävaliert die Freiheit — unter Berufung auf die Gleichheit. Im Sozialismus wiegt die Gleichheit vor — sie tut es *im Namen und zum Zwecke der Freiheit*. Aber dabei ist nicht zu leugnen, daß aller Sozialismus geneigt ist, die Mechanisierung und Reglementierung der Gesellschaft auf die Spitze zu treiben und das Individuum im Gesellschaftlichen, nützlich Gleichförmigen und Massenhaften untergehen zu lassen. Bedenkt man aber, welche hohen und letzten Kultur- und Schönheitswerte mit dem Individuellen verbunden sind, so versteht man den Schrecken, den Geister wie Goethe und Heine vor der demokratischen Verwandlung der Welt und ihren sozialistischen Konsequenzen empfanden, die sie früh voraussahen.

Goethe, der Sohn des achtzehnten Jahrhunderts, hat unter den Erschütterungen der Französischen Revolution in dem Maß gelitten, daß sie ihn beinahe sein Talent, seine Produktivität gekostet hätten. In einem großen Individuum, einer herrschlichen und erleuchteten Persönlichkeit hat er die Revolution

geliebt und bewundert: in Napoleon. Nach dessen Sturz hielt sein Ordnungssinn es mit der Restauration und mit der Heiligen Allianz, und wiederum bedeutete die Revolution von 1830 ihm eingestandenermaßen die schwerste, belastendste Denkaufgabe seines Alters. »Verwirrende Lehre zu verwirrtem Handel«, schreibt der Greis an Humboldt, »waltet über die Welt, und ich habe nichts angelegentlicher zu tun, als dasjenige, was an mir ist und geblieben ist, womöglich zu steigern und meine Eigentümlichkeiten zu kohobieren.« Das ist der Protest des Kultur-Individualisten, dem einzig die Frage »Kultur oder Barbarei« am Herzen liegt, gegen die neue Welt demokratischer Sozialität, eine Welt beanspruchten Massenglücks, in der sein Instinkt den Einbruch der Barbarei in die ihm bekannte Kulturwelt witterte. Und nicht anders ist es bei Heine, der, nach seiner Art, den Gefühlszwiespalt spielerisch genießt, den die Liebe zum Schönen, zum Künstlertum, und die humanitär-zukunftsgläubige Bejahung der neuen demokratisch-sozialen Welt ihm erregen. Für ihn liegt die soziale Revolution auf der geraden Linie der bürgerlichen, und was er mit visionärer Deutlichkeit, mit einer Mischung aus Entsetzen und Zustimmung heraufkommen sieht, ist der Kommunismus, — eine Welt, in der nach seiner Vorstellung Heinrich Heine's Gedichte nur noch dazu gut sein werden, daß der Proletarier seine Wurst hineinwickle, und die er dennoch gutheißt, bereit, Kunst und Schönheit den Menschheitsideen Freiheit und Gleichheit zum Opfer zu bringen — und übrigens aus diesem Phantasie-Opfer ein individualistisch-ästhetisches Schauspiel zu machen. —

Die Furcht des Kultur-Menschen vor dem Untergang der Freiheit und der individuellen Werte im Kollektiven und in sozialistischer Gleichheit ist begreiflich. Es ist, sozusagen, die Furcht der Demokratie vor sich selbst, — eine Furcht, die nicht wenig teilhat an der Erschütterung und Schwächung, die heute die Demokratie als geistige und moralische Position in der Welt erleidet. Und da sie schamlos ausgebeutet wird, ausgebeutet von den schlimmsten und niedrigsten Feinden der Freiheit, Feinden, die ich nicht zu nennen brauche, die aber die

Demokratie, um in ihrer Sprache zu reden, ›sturmreif‹ zu machen hoffen, indem sie ihr und der Welt einreden, sie sei die Vorstufe zum Bolschewismus: so mag es der Augenblick sein für ein Wort der Besonnenheit und der Abwehr.

Jene Furcht wäre ja nur dann berechtigt, wenn Freiheit und Gleichheit einen unaufhebbaren und unausgleichbaren Gegensatz bildeten, was sie doch für unser Gefühl, ein christlich bestimmtes Gefühl, nicht tun. Dieses Gefühl will als notwendig wahrhaben, daß eine menschliche Synthese, eine Synthese des Maßes und Rechtes, von Freiheit und Gleichheit, Individuum und Gesellschaft, Person und Kollektivität möglich sein muß; und es ist nicht unvernünftig; denn die Vernunft sagt uns, daß reiner Individualismus, absolute Freiheit ebenso menschenunmöglich und kulturwidrig ist wie ihr liberticides Gegenteil. Es gäbe keine Hoffnung für den Menschen, wenn ihm nur die Wahl gelassen wäre zwischen Anarchie und einer die Person vernichtenden Vergesellschaftung äußerster Konsequenz. Nicht das aber bedeutet ein Sozialismus, der die Demokratie als seinen Mutterboden empfindet und ausgleichende Gerechtigkeit im Namen der Freiheit fordert: also eine soziale Demokratie. Sozialismus besagt Gesellschaftlichkeit; und dieser Begriff selbst, die bloße Anerkennung der Tatsache, daß der Mensch ein gesellschaftliches Wesen ist, kommt einer Bedingung und Einschränkung der Freiheit und des Individuums gleich. Es bedeutet die Einsicht, welche dem auf seine Sonderkultur stolzen Individuum nicht eben leichtfällt, daß eine rein individualistische, rein persönliche und geistige Humanität unvollständig und für die Kultur gefährlich ist; daß das Politische und Soziale Teilgebiete des Menschlichen sind, und daß es nicht möglich ist, sie vom Geistigen und Kulturellen reinlich zu trennen, sich auf dieses zurückzuziehen und zu erklären, daß man sich für jenes ›nicht interessiere‹; es bedeutet mit einem Wort die *Totalität des Humanen*, — sehr zu unterscheiden von der *totalitären Politik*, in welcher ein freilich unveräußerlicher Teil, ein Ingrediens oder Segment des Menschlichen das Ganze verschlingt und die Freiheit vernichtet. Die gerechte und

vernünftige Betonung des individuellen und des sozialen Elementes im Menschlichen, die Einschränkung des Politischen und Sozialen auf seinen natürlichen und notwendigen Anteil an Humanität, Kultur und Leben — das ist Freiheit. Das Absolutwerden der Politik, ihre totale Diktatur über alles Menschliche, das ist der Untergang der Freiheit, kulturvernichtend, für unsere Begriffe, so gut wie die Anarchie, und in dem Willen dazu finden sich Faschismus und Bolschewismus. Der Wesensgegensatz des Bolschewismus zu dem, was wir soziale Demokratie nennen, zu einer *gewissenhaften Freiheit*, ist heute nicht klar genug zu erfassen und nicht stark genug zu betonen. Ist es aber schon eine Lüge, die soziale Demokratie für eine Vorstufe des Bolschewismus auszugeben, so kommt der Betrug auf seinen Gipfel, wenn der Faschismus — und insbesondere der deutsche Nationalsozialismus — sich für den Schutz und das Bollwerk gegen den Bolschewismus ausgibt: ein Propaganda-Betrug, dem tatsächlich ein erheblicher Teil der bürgerlichen Welt mindestens zeitweise zum Opfer gefallen ist. Ich weiß nicht, wie es heute, nach gewissen jüngsten Erfahrungen, um die Einsicht in den betrügerischen Charakter dieser Behauptung steht, aber nicht zu leugnen ist, daß die Sympathien, die die faschistische Diktatur unter den besitzenden Klassen gefunden hat, auf ihr beruhen, und daß der Faschismus den Großteil seiner Erfolge, zuerst in den eigenen Ländern, dann draußen in der Welt, der Fiktion zu danken hat, es gäbe nur ihn oder den Bolschewismus, er sei die Rettung vor diesem, und an ihn müsse man sich halten, seine Macht müsse man mehren, ja, wenn er durch zügelloses Machtstreben in Gefahr gekommen sei, so müsse man ihn unter Opfern *retten*, um nur dem Bolschewismus zu entgehen.

Soviel ich sehe, ist dies der wesentliche Inhalt der letzten sechs Jahre europäischer Geschichte. Und doch ist das Bürgertum so eindringlich wie vor nichts anderem vor der grausamen Enttäuschung zu warnen, die es erwartet, wenn es dieser betrügerischen Propaganda unterliegt — einer schweren Enttäuschung, die das Bürgertum der dem Faschismus verfallenen Länder be-

reits erprobt hat. Daß es die Funktion und Absicht des Faschismus, besonders etwa des deutschen Nationalsozialismus sei, das Privateigentum und die individualistische Wirtschaftsform zu konservieren, ist ein vollständiger Irrtum. Gerade in wirtschaftlicher Beziehung ist der Nationalsozialismus nichts anderes als Bolschewismus: es sind feindliche Brüder, von denen der jüngere von dem älteren, russischen, so gut wie alles gelernt hat — nur nicht das Moralische; denn sein Sozialismus ist moralisch unecht, verlogen und menschenverächterisch, aber im wirtschaftlichen Effekt läuft er auf dasselbe hinaus wie der Bolschewismus. Gewiß, unter dem Nationalsozialismus sind die Arbeiter entrechtet, die Gewerkschaften vernichtet, alle sozialistischen Organisationen zerschlagen; daß aber damit das goldene Zeitalter des Unternehmertums gekommen sein würde, war ein Traum der finanziellen Gönner der Hitler-Partei, ein Traum, von dem wir dahingestellt sein lassen wollen, ob er schön war, von dem aber jedenfalls das strikte Gegenteil in Erfüllung gegangen ist. Die Kriegswirtschaft, die heute im sogenannten Dritten Reich herrscht, ist eine moralisch tiefstehende Form des Sozialismus, aber eine Form davon eben doch: sie ist etwas, was man sowohl Staatssozialismus wie Staatskapitalismus nennen kann, militärisch bestimmte Diktatur des Staates über die Wirtschaft, Verdrängung der Unternehmerinitiative, der unzweifelhafte Untergang der privatkapitalistischen Wirtschaft, — und je länger, desto ausgesprochener und unverhüllter wird sie das alles werden. Es ist gar kein Zweifel, und alle Zeichen deuten darauf hin, daß sich die nationalsozialistische Revolution, die als radikale Rechtsbewegung begann, schneller und schneller nach links, das heißt ins Bolschewistische entwickelt oder vielmehr aus einem Rechts-Bolschewismus in Links-Bolschewismus umzuschlagen im Begriffe ist. So ist ganz gewiß, daß die Expropriation der Juden in Deutschland nur die Vorübung bildet zu umfassenderen, von Rassen-Ideologie gänzlich freien Aktionen dieser Art, — und gerade wenn man den Begriff des Bolschewismus in seiner populären, mythischen Bedeutung, als Inbegriff des Schreckens

und rasender Zerstörung nimmt, so wüßte ich nicht, welche Bilder sich besser mit ihm decken sollten als diejenigen, die der deutsche Pogrom gezeitigt hat.

Die Welt hat damit eine anschauliche Probe davon empfangen, was der sogenannte Nationalsozialismus eigentlich ist: nämlich die radikalste, rasanteste und zerstörerischste Revolution, die die Welt gesehen hat; so ungeeignet wie möglich, irgendwelchem bürgerlichen Konservativismus als Schutzwall zu dienen und von ihm in Dienst genommen zu werden. Wenn ich sage: Revolution, — so ist dieses Wort freilich geistig zu ehrenvoll für das Phänomen, denn auch einen Hunnen-Einbruch werden wir nicht als Revolution bezeichnen. Revolutionen pflegen irgendeine Beziehung zur Menschheitsidee, einen Glauben, einen — wenn auch verworrenen — Willen zur Weiter- und Höherführung der menschlichen Gesellschaft zu besitzen, in einem leidenschaftlichen Verhältnis zum Absoluten und zur Idee zu stehen, in deren Namen sie ihre Taten und Untaten begehen; und um solchen Glaubens, solcher Bindung und Leidenschaft willen, aus geheimem Respekt davor, war auch die Menschheit immer geneigt, ihnen ihre Untaten zu verzeihen und ein Auge dabei zuzudrücken, eben in dem Gefühl eines letzten guten und hochherzigen Willens, aus dem die Schrecknisse kamen. So war es bei der französischen, so war es selbst noch, wenigstens anfänglich, bei der proletarischen russischen Revolution. Die Untaten der sogenannten nationalsozialistischen Revolution aber sind ohne jedwede menschliche Entschuldigung, denn sie ist bar jeder Beziehung und jeder, sei es auch verirrt, Liebe zur Menschheitsidee und zur Idee der Vervollkommnung der menschlichen Gesellschaft. Sie ist eine Revolution der leeren Gewalt, will sagen: des geistigen Nichts. Man kann absolut überzeugt sein — längst ist es am Tage —, daß alles, womit sie sich ideologisch drapiert, daß Motive wie Nation, Volk, Rasse, Selbstbestimmungsrecht, Sozialismus oder wie die gestohlenen Worte nun lauten, immer nur Vorschützung und Mittel zum Zweck, — bewußtes und im stillen keineswegs ernstgenommenes Propagandamittel der Verwirrung,

Zersetzung und Zerstörung ist. Es ist eine Revolution, wie es sie noch nicht gab, eine Revolution des absoluten Zynismus, ohne irgendwelche Glaubensbindung und erfüllt von einer Lust an der Menschen- und Ideenschändung, die ohne Beispiel ist. Was sie im Ökonomischen mit sich bringt, mag Umwälzung heißen und kann uns vergleichsweise kalt lassen. Aber worauf sie im Moralischen aus ist, das ist Vernichtung der Grundfesten unserer Zivilisation. Der letzte Sinn ihres Antisemitismus ist nicht die unsinnige Idee der Rasse-Reinheit des deutschen Volkes, sondern der Angriff auf das Christentum selbst; und auch wenn sie die Demokratie verhöhnt, so meint sie das Christentum, in welchem alle Demokratie wurzelt und dessen politischer Ausdruck sie ist. Freiheit, Wahrheit, Recht, Vernunft, Menschenwürde – woraus schöpfen wir diese Ideen, die der Halt und die Stütze unseres Lebens sind und ohne die unsere geistige Existenz zerfallen würde, als aus dem Christentum, das sie zum Weltgesetz machte? Eine Revolution, die an die Stelle jeder einzelnen von ihnen und an die Stelle ihrer Gesamtheit die Gewalt setzt, – das ist der Antichrist. Und in dieser Revolution hat das bürgerliche Europa so lange den Schutzwall gegen den Bolschewismus erblickt, daß ihre Erfolge bereits dem vollständigen Siege über den Erdteil nahekommen!

Die Demokratie, meine Damen und Herren, war selbst einmal Revolution; heute ist sie die große konservative Macht auf Erden, konservativ im tiefsten Sinne des Wortes, im Sinn der Verteidigung und Erhaltung der schamlos bedrohten sittlichen Grundgesetze des Abendlandes. Um aber dieser Funktion gerecht zu werden, muß sie bis zu einem gewissen Grade in das revolutionäre Stadium zurückkehren; sie darf nicht nur sein, sie muß kämpfen, denn ohne Kampf wird sie aufhören zu sein. Ein leidenschaftlicher Wunsch und Wille ringt sich allmählich aus den Nöten und Wirrnissen, der moralischen Derroute unserer Zeit hervor: der Wille zur Sammlung und zum Widerstand, der Wille, haltzumachen und Halt zu gebieten, die Gesittung zu verteidigen gegen den zerrüttenden Vormarsch der Gewalt. Die Religionsgeschichte spricht uns von der ecclesia

militans, der kämpfenden Kirche, die der triumphierenden, der ecclesia triumphans, voranging. Nun denn, damit die Demokratie triumphiere, muß sie kämpfen, möge sie auch lange des Kampfes entwöhnt gewesen sein. Eine militante Demokratie tut heute not, die sich des Zweifels an sich selbst entschlägt, die weiß, was sie will, nämlich den Sieg, welcher der Sieg der Gesittung ist über die Barbarei und der also nicht zu teuer bezahlt wird mit dem Opfer eines Luxus an Humanität: nämlich einer Duldsamkeit, die sich auf alles erstreckt – auch auf die Entschlossenheit, aller Humanität den Garaus zu machen. So weit in der Duldsamkeit darf die Humanität niemals gehen; sie darf es am wenigsten in Notzeiten des Kampfes wie der unsrigen. Wenn ich sage: der Freiheitsbegriff der Demokratie darf nicht auch die Freiheit umfassen, die Demokratie ums Leben zu bringen, er darf nicht den Todfeinden der Demokratie freies Wort und freie Hand geben, – so werden Sie mir antworten: das ist die Selbstaufgabe der Freiheit! – Nein, erwidere ich, es ist ihre Selbstbewahrung. Daß man aber überhaupt hierüber verschiedener Meinung sein kann, zeigt, daß die Freiheit in der Tat etwas wie ein Streitfall, daß sie ein Problem geworden ist – oder vielmehr, es ist sichtbar geworden, daß sie immer eines war. Die Krise der Demokratie, das ist in Wahrheit die Krise der Freiheit, und die Rettung der Demokratie vor dem feindlichen Ansturm, der sie heute bedroht, ist nur möglich durch eine lebensgerechte Lösung des Problems der Freiheit.

Jeder, der von Bedingungen spricht, welche die Freiheit um ihrer selbst willen sich auferlegen sollte, – von einer willentlichen Selbst-Einschränkung, einer sozialen Selbstdisziplin der Freiheit, muß gewärtig sein, des Verrates an ihr und an der Demokratie bezichtigt zu werden. Und doch glaube ich, daß es die wertvollsten und uneigennützigsten Anhänger der Freiheit nicht sind, die am geschwindesten und lautesten diesen Vorwurf erheben. Die Lösung der Freiheitsfrage ist dadurch erschwert, daß es ein dreifaches Verhältnis zur Freiheit gibt. Sie hat echte Feinde – und mit denen kann man fertig werden. Sie hat echte Freunde – und zu denen möchten wir alle uns zählen

dürfen. Aber dazwischen hat sie *falsche Freunde*, und die stiften Verwirrung, weil sie bewußt oder unbewußt die Liebe zur Freiheit mit dem Interesse an ihr, mit *ihrem* Interesse verwechseln und ausrufen, die Demokratie sei in Gefahr, sobald man der Freiheit rät, sich selbst in eine heilsame soziale Zucht zu nehmen, — da es doch gerade umgekehrt sich so verhält, daß die Demokratie nur zu retten ist durch eine reif und weise gewordene, dem Stadium unsozialer Libertinage entwachsene Freiheit.

Das Interesse an der Freiheit ist nicht echte Liebe zu ihr, sonst könnte es nicht geschehen, daß es sich, in den großen Demokratien Europas, lieber noch mit den Todfeinden der Freiheit verbündet und ihnen auf Kosten des eigenen Landes die fürchterlichsten Erfolge bereitet, als daß es in soziale Regulierungen der Freiheit willigte, die allein dazu helfen können, daß die Freiheit den Liberalismus überlebt.

Daß diese beiden, Liberalismus und Freiheit, identisch seien, daß die eine mit dem anderen stehe und falle, ist eine Vor Spiegelung des Faschismus, — eine unter vielen, aber eine der böartigsten. Wir wollen ihr nicht unterliegen. Der Liberalismus, im Geistigen und Ökonomischen, ist die Lebenshaltung einer Epoche, er ist ein Zeitgeist, und die Zeiten wechseln. Die Freiheit aber ist eine unsterbliche Idee, die nicht mit dem Zeitgeist altert und vergeht, und der ist ihr Freund nicht, der behauptet, mit ihren liberalen Formen falle die Freiheit dahin. Man nützt ihr nicht, man schadet ihr und ist, bewußt oder unbewußt, schon im Begriff, das Spiel ihrer Feinde zu spielen, wenn man sich, scheinbar in ihrem Namen, dagegen sträubt, daß ihr heute strengere, sozial gebundenere Formen zukommen als zur Zeit unserer Väter und Großväter, da ihre Parole das ›Laissez-faire, laissez-aller‹ war. Wir haben versucht, einzusehen, was Demokratie ist: sie ist der menschliche Ausgleich zwischen einem logischen Gegensatz, die Versöhnung von Freiheit und Gleichheit, der individuellen Werte und der Anforderungen der Gesellschaft. Dieser Ausgleich aber ist niemals vollendet und endgültig erreicht, er bleibt eine immer aufs

neue zu lösende Aufgabe der Humanität; und wir fühlen, daß heute in der Verbindung von Freiheit und Gleichheit das Schwergewicht sich nach der Seite der Gleichheit und der ökonomischen Gerechtigkeit, vom Individuellen also nach der Seite des Sozialen verlagert. Die *soziale Demokratie* ist heute an der Tagesordnung — nur in dieser geistigen Form und Verfassung, als eine zum Sozialen gereifte Freiheit, die gerade durch freudwillige Zugeständnisse an die Gleichheit die individuellen Werte rettet, als ökonomische Gerechtigkeit, die alle ihre Kinder fest an sie bindet, kann die Demokratie dem Ansturm eines entmenschenden Gewaltgeistes standhalten und ihre große konservative Aufgabe erfüllen: Wahrerin zu sein des christlichen Fundaments abendländischen Lebens, der Gesittung selbst gegen die Barbarei. —

Vor Ihnen, meine Herren und Damen, steht ein Mensch, dem Erörterungen und Bemühungen, wie die, denen wir uns heute abend unterzogen, ursprünglich nicht auferlegt schienen: ein Schriftsteller, dessen natürlichste Sache es ist und bleibt, seine Kräfte in dem freien Dienst am Menschlichen zu bewahren, den wir Kunst nennen. Nicht umsonst sprechen wir von ›freien Künsten‹; denn Kunst ist ja die Sphäre des freien Gedankens, der freien Betrachtung und Gestaltung, Politik aber diejenige der Entscheidung, der Gesinnung und des Willens. Ist es nicht bemerkenswert und symptomatisch, daß heute ein Künstler, gewohnt, sich in seiner Heimatsphäre um das Rechte, Gute und Wahre zu mühen, sich verbunden fühlt, dies auch im Politisch-Sozialen zu tun und seinen Gedanken mit dem politischen Willen der Zeit zu vereinigen sucht, weil er glauben würde, der Totalität des Humanen etwas schuldig zu bleiben, wenn er sich dessen weigerte? Ist diese politische Bemühung des Geistes, unzulänglich wie sie sein mag, nicht ein Beispiel für jene soziale Selbstbindung der Freiheit, von der ich sprach und die eine *moralische* Bindung ist? Ich habe Ihnen von Wahrheit, Recht, christlicher Gesittung, Demokratie gesprochen — meine rein ästhetisch gerichtete Jugend hätte sich solcher Worte geschämt, sie als abgeschmackt und geistig

undistinguished empfunden. Heute spreche ich sie mit ungeahnter Freudigkeit. Denn die Situation des Geistes hat eigentümlich gewechselt auf Erden. Eine Epoche zivilisatorischen Rückschlages, der Gesetzlosigkeit und Anarchie ist offenbar angebrochen im äußeren Völkerleben; aber eben damit, so paradox es klingt, ist der Geist in ein *moralisches* Zeitalter eingetreten, will sagen: in ein Zeitalter der Vereinfachung und der hochmutlosen Unterscheidung von Gut und Böse. Ja, wir wissen wieder, was gut und böse ist. Das Böse hat sich uns in einer Graßheit und Gemeinheit offenbart, daß uns die Augen aufgegangen sind für die Würde und schlichte Schönheit des Guten, — daß wir uns ein Herz dazu gefaßt haben und es für keinen Raub an unserer Finesse erachten, es zu bekennen. Wir wagen es wieder, Worte wie Freiheit, Wahrheit und Recht in den Mund zu nehmen; ein Übermaß von Niedertracht hat uns der skeptischen Schüchternheit davor entwöhnt. Wir halten sie dem Feinde der Menschheit entgegen wie einst der Mönch dem leidigen Satan das Kruzifix; und alles, was die Zeit uns erdulden läßt, wird überwogen von dem jungen Glück des Geistes, sich in der ihm ewig zugeordneten Rolle wiederzufinden, in der Rolle Davids gegen Goliath, im Bilde Sankt Georgs gegen den Lindwurm der Lüge und Gewalt.

VOR DEM ›AMERICAN RESCUE COMMITTEE‹

In dieser Stunde, in diesem Saal, im Angesicht dieser glänzenden Versammlung, wo auch ich einige Worte zu dem ernstesten, bewegenden Gegenstand sprechen soll, der uns zusammenführt, gedenke ich einer anderen Stunde, in der ich eine Entscheidung traf, ohne die ich heute wahrscheinlich nicht hier wäre. Sie liegt über sieben Jahre zurück, diese Entscheidung, und ich war damals in Zürich als Gast der Schweiz, die die

erste mehrjährige Station meines Exils war. Ein Schweizer Zeitungsartikel, der einen Unterschied zwischen meinem Verhältnis zum ›Dritten Reich‹ und dem der übrigen, ›eigentlichen‹ Emigration machte, veranlaßte mich damals zu der öffentlichen Erklärung, daß ich ein deutscher Emigrant sei wie jeder andere und es als Kränkung auffaßte, wenn man meine Trennung von Deutschland in einem andern Lichte sähe als die Auswanderung all derer, die man damals schon ihres Eigentums und ihrer deutschen Staatsbürgerschaft beraubt hatte. Es war diese Erklärung, die meine Ausbürgerung, mit der man bis dahin noch gezögert hatte, unmittelbar zur Folge hatte; und da eine weitere Folge in der sich anschließenden Entwicklung meine Bekanntschaft mit und meine Niederlassung in Amerika war, so ist dies wohl der Augenblick, meiner tiefen Zufriedenheit darüber Ausdruck zu geben, daß ich damals jenen Schritt tat und den gegenwärtigen deutschen Machthabern klarmachte, daß es mir ernst sei mit meinem Protest gegen ihr Unwesen und meinem Bruch mit der von ihnen beherrschten Heimat.

Was ich damals tat, war ein Akt der Solidarität, — jener Solidarität, von der es in all diesen Jahren innerhalb der demokratischen Welt nur zu wenig gegeben hat; und das Gefühl der Solidarität ist es wieder, das mich heute hergeführt, wo es gilt, um Hilfe zu werben für Menschen, die nicht nur Heim, Vaterland und Beruf verloren haben durch denselben Elenden, der heute auch die Freiheit und Würde dieses Landes bedroht, sondern die in äußerster Gefahr sind, auf dem europäischen Boden, den er an sich gerissen hat, seinen Häschern zum Opfer zu fallen.

Die Rolle, die das Emigrantentum in all diesen Jahren in der Welt gespielt hat, in der es verstreut wurde, ist sehr selten und reizt zum Nachdenken. Es sind große Namen unter seinen Angehörigen, glänzende Namen der Wissenschaft und der Kunst. Man kann sagen, daß sich heute ein Großteil der interessanteren und geistig in Betracht kommenden deutschen Literatur außerhalb des Reiches befindet, — wie etwa die ganze namhafte italienische Naturwissenschaft, alle italienischen Phy-